Smidt

P.O. germ. 1386 rk

Heinrich Flaggentrost.

Eine Seenovelle

von

Heinrich Smidt.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Die erquickenden Strahlen eines Herbstnachmittags senkten sich auf die Gewässer einer Bai herab, die einen ziemlich tiefen Einschnitt in die Nordküste von England machte. Hohe, abschüssige Felsen boten von allen Seiten den anstürmenden Wellen Trotz, und nur in dem südlichsten Theile der Bai hatte sich auf einer kurzen Strecke der Strand so tief und flach dem Wasserspiegel zugesenkt, daß man daselbst ohne Gefahr und Mühseligkeit eine Landung wagen konnte.

In dem Augenblicke, wo unsere Geschichte beginnt, herrschte in der Bai eine feierliche Stille. Es war Sonntag und die kleinen Küstenfahrer, welche im Schutze der Felsen vor Anker lagen, hatten ein festliches Ansehn. Von ihrem großen

Maste wehte die Flagge Alt=Englands und die Matrosen schlenderten müßig auf dem Verdecke hin und her.

Mitten in der Bai lag eine leichtgebaute Fregatte mit schlankem Spiehrenwerk, das luftig in die Höhe gebaut war. Erst vor einer Stunde hatte sie ihren Anker in den Grund gesenkt, und wies von ihrer Gaffel die Hamburgische Flagge. Das rührige Leben, welches auf dem Verdecke derselben herrschte, bildete mit der Stille rings umher einen eigenthümlichen Contrast. Jetzt ward von dem Verdecke der Fregatte die Schaluppe über Bord gelassen und vor den Fallreep gelegt. Vier Ruderer bemannten dieselbe, und gleich darauf stieg ein junger Mann die Schiffstreppe hinab, der sofort das Steuer ergriff und nach dem Landungsplatze der Bai abhielt.

Die Schaluppe flog rasch durch die sich kräuselnden Wellen, aber für die Ungeduld des jungen Mannes, den wir nur mit dem einfachen Namen Heinrich bezeichnen können, schien dieser Flug noch zu langsam; er stand aufrecht, ermunterte die Ruderer

unaufhörlich zur Eile und blickte so sehnsüchtig nach dem Orte, wo die Felsspalten ihm einen Blick in das Innere des Landes erlaubten, als könne er den Moment des Anlegens kaum erwarten.

Wir wollen es versuchen, mit wenigen Zügen den jungen Fremden vor das Auge des Lesers zu stellen. Er war von nicht gewöhnlicher Größe, und seine ganze Figur athletisch gebaut; auf seiner freien, hohen Stirn thronte ein unerschrockener Muth, und ein Glutstrahl drang aus seinen feurigen schwarzen Augen; unter dem Hute quoll eine Fülle schwarzer Locken hervor, und die frische Farbe seines Gesichts deutete genugsam an, daß Krankheit diesen Körper bis jetzt noch nicht heimgesucht habe. Sein Anzug war der eines Seemannes, aber auch ohne diesen würde man auf den ersten Blick erkannt haben, daß er sich einem Berufe ergeben habe, den die kühnsten und unerschrockensten Männer aller Zeiten sich auserkohren, um die Kränze des Ruhmes und der Ehre um ihre Stirn zu flechten.

Abermals hatte Heinrich seine Leute mit lautem

Seemannsrufe zur möglichsten Eile getrieben, und die Schaluppe legte jetzt, sicher gesteuert, an derjenigen Stelle an, die am bequemsten zum Aussteigen war. Noch einige Worte wurden zwischen dem jungen Befehlshaber und seinen Leuten gewechselt, worauf ersterer aus dem Boote sprang und gleich darauf hinter den Felsen verschwand.

Der Weg, den er einschlug, führte zuerst über einen sandigen Seestrand, der zum Ueberfluß mit Muscheln, Seegewächsen und glattgewaschenen Steinen bedeckt war. Bald erreichte man einige hohe Einfriedigungen, hinter denen sich lange Kornfelder ausdehnten, welche bis an den Saum eines herrschaftlichen Parks reichten, der sich in der Richtung von Westen nach Osten ausbreitete. Mitten durch diese reichen Fluren, die ihren diesjährigen Segen bereits der Sichel geopfert hatten, führte ein schmaler Pfad nach der Richtung des Parks, und der junge Seemann schritt, ohne anzuhalten, rüstig über denselben hin, bis er sich der Wohnung eines Pächters näherte, die am äußersten Ende des

Parks, im Schatten einiger hohen Linden, versteckt lag.

Rasch betrat er das Gehöft und das Innere des Hauses, wo ihm der Pächter, ein junger Mann, der mit ihm gleichen Alters war, entgegen trat und ihn mit einem Ausrufe der Freude und Verwunderung begrüßte:

„Wen sehen meine Augen? Euch, Sir Heinrich? Seid Ihr es denn wirklich? Ja, ja, Ihr seid es! Wo kommt Ihr her, mein wackrer junger Herr? Seid mir in meiner Behausung zum schönsten willkommen.“

„Gott zu Gruß, Thomas! Ist bereits irgend eine Botschaft vom Schlosse angelangt?“

„Nein, Sir! Doch ist meine Frau schon vor einigen Stunden nach dem Herrenhause gegangen, und muß bald zurückkommen.“

„Also noch nicht! Die Zeit hat einen unerträglichen Schneckengang. Ich werde bei dir verweilen, bis die Dämmerung hereinbricht, Thomas.“

„Ihr seid mir ein sehr willkommener Gast. Wollt Ihr in diese Stube treten, Sir?“

„Ich komme. Aber gebrauche die nöthige Vorsicht, und lasse Niemand meine Anwesenheit auch nur ahnen.“

„Unbesorgt, Sir! Ich bin ganz allein im Hause; alle Leute arbeiten im Park und auf dem Felde. Ueberdies darf keiner dies Gastzimmer betreten, das ich nur in solchen Fällen öffne, wenn Gäste eintreffen, die sich nicht gerne öffentlich sehen lassen wollen. Gott helfe mir, Sir! es ist mit der Landwirthschaft wenig zu machen, und die französischen Schmuggler sind willkommene Kunden. Auch bin ich ja in Betreff Eurer von Allem unterrichtet. Laßt Euch also diese Stube gefallen. Befehlt Ihr etwas zum Anbiß und einen Krug Porter?“

„Nein! Noch Eins Thomas! Du hast einen leichten und bequemen Wagen und zwei rasche, sichere Pferde im Stall?“

„Nun, Sir, ich dächte, Ihr wüßtet am besten die Tugenden meines Fuhrwerks zu rühmen!“

„Ja, mein Junge; ich weiß, daß du der beste und zuverlässigste Fuhrmann fünfzig Meilen in die Runde bist; aber laß dein Fuhrwerk bereit sein, damit du es, sobald es ohne bemerkt zu werden geschehen mag, nach dem äußersten Thor des Parks bringen kannst. Handhabe du selbst die Zügel, nur dir selbst vertraue ich."

„Ich werde, Sir. Aber wollt Ihr Euch abermals auf die Landstraße begeben? Euer bisheriger Zufluchtsort . . . ."

„Ich fühle mich dort nicht mehr sicher. Nicht eher werde ich ruhig werden, bis wir dies Eiland verlassen und den Continent erreicht haben. Mir ahnet ein Unglück. Sei wachsam, Freund, ich empfehle es dir."

Nach dieser Mahnung ging Heinrich in das ihm von dem Pächter bezeichnete Zimmer, dieser dagegen schlenderte nach dem Stall, um seinen Pferden eine doppelte Portion harte Körner aufzuschütten, da sie muthmaßlich einen langen Weg zu machen haben würden. Wir aber eilen der Zeit um einige

Augenblicke voran, um die Oertlichkeit des Schau-
platzes, auf welchem sich die nachfolgenden Scenen
darstellen, näher zu erkunden.

Unfern der Hütte des Pächters gelangte man an einen Bach, der mit reißender Schnelle dem Meere zufloß, und über denselben führte eine leichte Brücke bis an die Gränze des Sidney-Parks. Der Baumwuchs war kräftig und schön, und wenn man unter den dichtbelaubten Gängen hinwandelte, während ein Rudel schlanker Rehe oder Hirsche scheu über den Pfad hinflog, glaubte man sich eher in einer waldigen Wildniß zu befinden, als in dem kunstreich angelegten Park, der das Schloß eines berühmten englischen Edelmannes, des Lord Sidney, umgab.

Der wilde Charakter, der sich in den Park-Anlagen aussprach, gab sich auch in dem Herrenhause kund, das von einem Hügel herab die Umgegend beherrschte. Es sah von außen düster und unfreundlich aus, war ringsum von einer hohen Mauer umgeben, und nur eine einzige, fast immer

verschlossene Pforte führte zu den innern Hallen, die selten oder nie frohe Gäste empfingen.

Seit dem Tode des alten Lord Sidney waren diese Mauern vollends verödet, denn der Sohn des heimgegangenen Lords bekleidete einen Grad in der königlichen Marine, und die Tochter desselben, Lady Elisabeth, war eines Tages plötzlich verschwunden.

Ueber dieses unbegreifliche Verschwinden waren die verschiedensten Gerüchte im Umlauf, aber keines kam der Wahrheit auf die Spur. Der Einzige, dem es möglich gewesen wäre, dies Räthsel zu lösen, war nicht mehr unter den Lebenden, und mit ihm war die Hoffnung auf eine einstige Enthüllung des Geheimnisses beträchtlich in den Hintergrund getreten.

Das Einzige, was man mit einiger Gewißheit wußte, war dies:

Lord Sidney, der Vater, hatte in seinen jungen Jahren längere Zeit in Deutschland zugebracht. Er dachte stets mit Wehmuth eines glücklichen Sommers, den er an den lieblichen Ufern des Rheins, in der Wohnung eines biedern Gastfreundes ver=

lebt. Man wußte, oder vielmehr man ahnte, daß Lord Sidney von inniger Liebe zu der Frau seines Wirthes durchdrungen war; aber voll Ehrfurcht für ihre strenge, unerschütterliche Tugend, die dem fremden Gaste auch nicht den geringsten Vorzug einräumte, blickte er zu ihr nur wie zu einer Heiligen empor, und schied, verwundet und genesen zugleich, von einer Schwelle, wo er die höchsten Schmerzen und die höchsten Seligkeiten des Erdenlebens zugleich empfunden hatte. Die Zeit benagte mit grausamem Zahn das Gebäude des Glückes dieser deutschen Familie, und schon waren die Mitglieder derselben zerstreut, als Lord Sidney von diesem traurigen Wechsel die erste Nachricht erhielt. Schnell, ohne den geringsten Aufenthalt sich zu gestatten, eilt er dem Orte zu, wo er einst so namenlos glücklich und unglücklich gewesen war; doch kam er nur noch zeitig genug, um seinem alten Gastfreunde die Augen zuzudrücken, und auf dem Grabe seiner ihm vorangegangenen Gattin einen mit Thränen der innigsten Wehmuth benetzten Immortellenkranz nieder zu legen.

Aber die früh dahin Geschiedenen hatten einen Knaben hinterlassen, der der beständige Gegenstand aller ihrer Träume und Hoffnungen gewesen, und jetzt verwaist auf ihren Gräbern trauerte. Lord Sidney warf sich jetzt zum Beschützer des Sohnes einer Frau auf, die er über alle Beschreibung geliebt hatte. Er wollte den Knaben nicht aus seinem Vaterlande entführen, um ihm künftige Aussichten und Hoffnungen nicht zu rauben; er sorgte dafür, daß er in einer bedeutenden Erziehungs-Anstalt untergebracht wurde, und beschäftigte sich damit, die Trümmer seines väterlichen Vermögens so viel als nur möglich zu ordnen.

Lord Sidney kehrte darauf nach England zurück; er brachte seinen Verhältnissen ein Opfer und vermählte sich mit einer Dame von Stande. Die Kinder dieser Ehe, die bald wieder durch den Tod getrennt wurde, sind bereits genannt worden, und ihre Erziehung war das einzige Glück des alten Lords. Er verlor indessen seinen deutschen Schützling nicht aus den Augen, und empfand eine fast kindische Freude, als Heinrich, der sich dem Stande

eines Seefahrers gewidmet hatte, nach vielen Jahren bei einem Aufenthalt in Bristol um die Erlaubniß bat, einen Besuch in Sidney-Hall abstatten zu dürfen.

Von jenem Besuche ist wenig oder nichts bekannt geworden. Man flüsterte sich zu, der junge deutsche Seemann und Lady Elisabeth wären in heftiger Liebe für einander entbrannt. Der Lord habe nur schwachen Widerstand geleistet, und solle zuletzt fest entschlossen gewesen sein, beide mit einander zu verheiraten. Da machte der Tod allen seinen Plänen ein Ende. Bald darauf war die junge Lady spurlos verschwunden.

Das ist Alles, was von der Geschichte jener Tage bekannt geworden ist. Die Titel und Güter des Vaters vererbten auf den jungen, ehrgeizigen Sohn, der über das Verschwinden der Schwester außer sich gerieth und seine Nachforschungen — wiewohl vergebens — bis in die fernsten Länder ausdehnte, und endlich nothgedrungen von seinem Vorhaben ablassen mußte, da jede Spur verschwunden war.

In der Vorhalle von Sidney=Hall saß Robert, ein Diener des Hauses, an einem blank gebohnten eichenen Tische, seiner Frau gegenüber, und war mit dem Verzehren seiner Abendmahlzeit beschäftigt. Wenn diese wichtige Arbeit ihm einen Augenblick Zeit ließ, sah er seine Frau an, die gedankenvoll vor sich hinblickte und der Mahlzeit nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte.

Endlich war der Appetit Robert's befriedigt; er legte Messer und Gabel vor sich hin, und sagte mit geheimnißvollem Augenwinken:

„Kitty, besinnst du dich wohl? heute ist es gerade jährig.“

„Was willst du, Mann? Von wem sprichst du?“ fragte die Frau, aus ihrem Nachsinnen aufschreckend.

„Nun, von wem denn anders, als von unserer jungen und schönen Miß Beß, die jetzt keine Miß mehr ist, und auch nicht mehr schön und blühend sein mag, weil Herzensgram eine scharfe Pflugschar ist, die unsere Stirn mit Furchen durchzieht. Wer

weiß, ob sie jemals den gesegneten Boden von Alt-England wieder betreten wird."

„Wir hätten nicht sollen die Hand zu dem Bündnisse bieten," sprach Kitty. „Wir haben unser Gewissen mit einer großen Sünde beschwert."

„Wie?" fuhr Robert auf. „Wäre das eine Sünde, was wir gethan? Sind wir nicht selbst Zeuge gewesen, daß der alte Lord — Gott sei ihm gnädig! — Miß Beß mit dem jungen Manne verlobt hat?"

„Wohl that er das. Aber die Leute sagen, er sei damals schwachen Geistes gewesen."

„Ha, ha, ha! Er war damals so wohl bei Sinnen, daß er einen Küsten-Schooner unbeschädigt durch alle Klippenbrandungen von Nord-England gesteuert hätte. Der Hochmuth ist es nur, der dem Volke über den Kopf gewachsen ist, und das Projekt des alten Lords hätte Manchem einen Strich durch die Rechnung gemacht, wenn er nicht gestorben wäre, und deßhalb verkündete der Sohn, sein Vater sei

in den letzten Lebensjahren schwachen Geistes gewesen. Aber der junge Mann hat es wohl verstanden, sich selbst zu helfen, und ich denke, der Schmied von Gretna=Green wird zur gehörigen Zeit seine Pflicht gethan haben. Wenn ich nur wüßte, wie sie es möglich machten, die Grafschaft zu verlassen und nach dem Continent überzuschiffen. Es wurde ihnen von allen Seiten scharf aufgepaßt."

Kitty antwortete: „Der Pächter Thomas hat sie gefahren. Hundert Mal habe ich es versucht, seine Frau auszuforschen, aber es hat mir nie gelingen wollen; auch heute Nachmittag nicht, wo sie bei mir vorsprach und mir erzählte, ich würde heute Abend einen vornehmen Damenbesuch erhalten, und möge nur alles Nöthige zum Empfange in Bereitschaft setzen. Du weißt, Robert, was sich die Frau für ein Ansehn zu geben vermag, und ich habe mich in der That ihrem Ansinnen gefügt; aber wer nicht kommt, ist die Dame, und die Fremdenzimmer sind umsonst aufgeputzt. Die hochmüthige Person! Sie soll mir nur noch ein Mal wiederkommen. Ein

vornehmer Besuch, der mir Freude machen würde, sagte sie; Narrenspossen!“

Kaum hatte Kitty diese Worte gesprochen, als Robert, der mit geübtem Ohr schon eine Weile gehorcht hatte, jetzt mit den Worten aufsprang: „Ein Wagen!“ und dem Ausgange der Halle zueilte. Bald kehrte er in Begleitung einer dicht verschleierten Dame zurück, die, augenscheinlich in tiefer Bewegung und körperlich angegriffen, auf eine Dienerin gestützt, langsam eintrat.

Kitty hatte nicht sobald die Dame erblickt, als sie in ein lautes Freudengeschrei ausbrach und ihren Gefühlen Worte zu geben geneigt war, allein die Fremde richtete sich auf, hob ernst mahnend die Hand und legte geheimnißvoll den Finger auf den Mund; Robert bedeutete aber seiner Frau ganz kurz, die Fremden in die zu ihrer Aufnahme bereit gehaltenen Zimmer zu begleiten, und ging dann, freudig erregt, in der Halle auf und ab.

„Ja, ja!“ murmelte er vor sich hin. „Nun bin ich gewiß, er ist auch nicht weit! Vielleicht ist

er bei dem Pächter Thomas. — Was, zum Teufel, führt ihn von dem Continent zurück und was kann er hier wollen! — Aber es ist genug für mich, daß er da ist; ich werde ihn sehen, ihn sprechen, mich über ihn freuen. — Wenn das Sir Sidney wüßte! Hei! Wie er hierher fliegen und seinem Grolle freien Lauf lassen würde. — Aber er weiß hoffentlich von nichts und soll auch nichts erfahren, ehe sie weit, weit wieder fort sind, denn hier können sie doch, zum Teufel, nicht bleiben wollen? Oder sollten sie bis jetzt die Grafschaft noch gar nicht verlassen haben?"

Robert hatte, nach Art aller lebhaften Menschen, zuletzt so laut gesprochen, daß seine Worte am äußersten Ende der Halle vernommen werden konnten, und er schrack zusammen, als er auf seine letzte Frage eine deutliche und klare Antwort erhielt.

„Du hast es errathen, mein Freund;" sagte mit helltönender Stimme der junge Seemann, den wir von der Bai bis zu der Gränze von Sidney-Park begleitet haben. „Du hast es errathen.

Wir haben bis jetzt die Grafschaft noch nicht verlassen."

„Ist es möglich, Sir Heinrich? O, gestattet mir doch, Euch noch ferner so zu nennen! Auch der alte Lord nannte Euch stets so, wenn er Euch am liebsten hatte. Ihr seid also immer in unserer Nähe gewesen? Wie konnte denn aber das Gerücht von Eurer Abreise nach dem Continent immer wiederkehren, und der junge Lord Euch bis in die fernsten Länder verfolgen?"

„In dem Augenblicke, wo wir dieses Eiland vielleicht für immer verlassen, magst du Alles erfahren," sprach der junge Seemann. „Ich hatte die Zustimmung des Lords, ich hatte seinen Segen zu der Verbindung mit seiner Tochter, und wollte nicht mein ganzes Lebensglück dem Eigensinn starrköpfischer Verwandten zum Opfer bringen. Wir entwichen nach Gretna-Green, wo wir den Bund für das Leben schlossen. Aber wir verließen den Ort nicht wieder, sondern ein geprüfter Freund bestieg mit seiner Schwester den Wagen, der uns dahin gebracht

hatte, und dies leitete die Verfolger irre. Mein Freund war im Begriff, eine Reise nach dem Continent anzutreten, er ging mit dem nächsten Paketboot unter meinem Namen ab, und diese Spur ist es, die man bis jetzt verfolgt hat. Jetzt aber, da alle Nachforschungen eingestellt wurden, jetzt, wo wir vollkommen sicher sind, verlassen wir unsern Zufluchtsort, und wollen von England scheiden."

„Aber weßhalb jetzt, Sir Heinrich? Könnte meine junge Lady nicht fernerhin in ihrem Vaterlande bleiben?"

„Nein, Robert! Mich erwartet das höchste Erdenglück; mein theures Weib fühlt sich Mutter! Soll ich diese Freude unter steter Furcht genießen? Die Güte des Verstorbenen hat uns ein unabhängiges Loos bereitet; wir wollen es in einem glücklicheren Klima finden. Und noch diese Nacht soll es geschehen. Am Ausgange des Parks hält Thomas mit seinem Wagen; in der Bai harrt eine Schaluppe, die uns an Bord eines Schiffes bringt, das ich in Bristol für unsere Zwecke gewann, und

das uns dem Hafen der Ruhe zuführen wird. — Und nun, mein Freund, wo ist mein Weib? Führe mich zu ihr, damit ich mich an ihrem Anblick freue."

„Darüber wird uns meine Kitty die beste Auskunft geben können, und wenn Ihr es erlaubt, will ich sie nach alter Weise herbeipfeifen; Ihr kennt das von früher."

Aber ehe Robert seinen Vorsatz noch ausführen konnte, erschien Frau Kitty bereits am Eingange der Halle.

Zweites Kapitel.

In einem der Zimmer, die Lady Elisabeth von ihrer frühsten Jugend an in dem Schlosse ihres Vaters bewohnt hatte, lag sie jetzt bleich und leidend auf einem Ruhebette, sorgsam gepflegt von ihrer Dienerin, die nicht ein Auge von ihr wandte.

„Meine liebe Ellinor," flüsterte die Lady mit einem dankbaren Lächeln, „du bist so gut, so theilnehmend, aber du vermagst doch nicht, die Sorgen zu verscheuchen, die mein angsterfülltes Herz beklemmen."

„Verbannt diese trüben Ahnungen, meine theure Gebieterin!" bat Ellinor. „Nur, wenn Ihr heitern Geistes seid, vermögt Ihr alle Drangsale zu überwinden, die Euch noch bevorstehen. Verzaget nicht."

„Ich will stark sein! Dem Kinde, das unter meinem Herzen ruht, meinem Gatten zu Liebe will

ich es sein. Du wirst sehen, daß ich dem Mißgeschicke Trotz zu bieten vermag, und des Glückes künftiger Tage nicht unwürdig bin. Aber, höre ich noch immer nichts von meinem Heinrich? Ist er noch immer nicht in Sidney-Hall angelangt? Mich verlangt sehnlichst nach ihm."

„Frau Kitty wird uns, sobald er angelangt ist, davon in Kenntniß setzen, theure Lady."

„Die Stunde, die er bestimmte, ist schon längst vorüber."

„Vergeßt nicht, Lady Elisabeth, daß er auf der See umher schwimmt, wo man die Stunde der Landung nicht immer mit Bestimmtheit angeben kann."

„Weh mir! Du machst mir Angst! Wenn ihn vielleicht ein Unglück betroffen hätte!"

„O nicht doch, Milady. Solche Gedanken müßt Ihr nicht fassen. Euer Gemahl ist ja gesund und wird jeden Augenblick eintreffen. Bis dahin aber solltet Ihr in dieser alten freundlichen Umgebung die nöthige Ruhe zu erlangen suchen. Ihr werdet ihrer so sehr bedürfen."

„Ich will es, Mädchen! Ich will deinem Rathe folgen. Tritt ein wenig auf die Seite. Dort an der Wand muß das Bild meines ehrwürdigen Vaters hängen, wenn sie es nicht weggenommen haben. Ja, da ist es! Wie er so gütig auf mich herabsieht, der edle Greis, der mein Bündniß mit Heinrich segnete, und mich nicht so unbarmherzig verfolgte, wie mein wilder Bruder. Vater, mein theurer Vater! Wenn du die Stimme deines Kindes vernehmen kannst, so stehe mir bei in dieser Stunde, und sende mir meinen Gatten, damit ich, wie aus deinen Zügen, Trost und Frieden aus seinen milden Worten schöpfe."

Sie sank auf das Ruhebett zurück. Bald darauf erschien Frau Kitty an der Thür und winkte Ellinor zu sich: „Er ist da!"

„Gott sei Dank! Er ist sehnlichst erwartet worden."

„Darf er kommen?"

„Noch einen Augenblick. Führt ihn in das Vorzimmer, und wenn es Zeit ist, öffne ich die Thüre."

Frau Kitty ging, und Ellinor trat zu ihrer Gebieterin, um sie mit Schonung auf die Ankunft ihres Gatten vorzubereiten.

Die junge Lady lächelte bei dieser Nachricht voll seliger Lust und breitete die Arme aus. Jetzt öffnete sich die Thür und Heinrich sank, von einem fröhlichen Willkommen empfangen, neben dem Lager seiner Gattin in die Kniee.

Das Wiedersehen der so lange Getrennten war stürmisch, leidenschaftlich. Lady Elisabeth schloß den Zurückgekehrten mit voller Inbrunst in die Arme und benetzte ihn mit ihren Thränen, bis endlich eine Ohnmacht sie bewußtlos auf ihr Ruhebett hinstreckte.

„Ihr habt sie durch Euren Eintritt erschreckt," zürnte Ellinor. „Wer tritt so stürmisch in das Gemach einer kranken Dame? Aber beruhigt Euch nur, sie wird sich bald wieder erholen."

„Das gebe Gott," sprach Heinrich; „denn unsere Weiterreise duldet keinen Augenblick Aufschub."

„Wo denkt Ihr hin, Sir?" unterbrach ihn

Ellinor mit Ernst. „Meine Gebieterin kann heute Abend nicht weiter reisen."

„Dies wäre in der That schlimm und könnte von gefährlichen Folgen sein. Höre mir zu, gute Ellinor, was ich dir, während deine Gebieterin schläft, zu sagen habe. Seit einigen Wochen ist es mir mehrere Male vorgekommen, als ob wir nicht so unentdeckt wären, wie wir es glaubten. Ich bin oft von Leuten beobachtet worden, die ich nicht erkannte, und die vor mir entwichen, wenn ich ihnen entgegen treten wollte. Selbst unsere Wohnung wurde mit lauernden Blicken von ihnen betrachtet, und deßhalb erachte ich es für ein großes Glück, daß sich die willkommene Gelegenheit zur Flucht uns darbot."

„Ihr würdet gewissenlos handeln, Sir; wenn Ihr auf einer sofortigen Abreise beständet. Ihr kennt diesen Engel, und wißt, daß Ihr keinen Widerspruch zu fürchten habt; aber die Folgen könnten schrecklich sein, denn wißt, daß Eure junge Gattin jeden Augenblick ihre Niederkunft erwartet."

„So bleibt uns denn nichts Anderes übrig,“ sprach Heinrich, „als hier zu bleiben, und alle Vorkehrungen zu treffen, die für einen solchen Fall nöthig sind. Verlaßt meine Frau nicht eine Minute, gute Ellinor, ich will mich mit den Leuten im Hause berathen und sehen, ob wir vielleicht den Beistand eines Arztes zu erlangen vermögen.“

Während nun die Bewohner von Sidney-Hall alle Anstalten trafen, die in diesem Augenblick für nöthig erachtet worden, richte ich die Aufmerksamkeit der Leser auf eine Scene, die sich zwei Tage früher in Portsmouth und zwar in der Taverne „zum goldnen Anker“ ereignete.

Eine Gesellschaft junger See-Offiziere, die sich noch nicht lange von einem fröhlichen Mahle erhoben hatten, beurlaubten sich von ihrem Vorgesetzten, der sie mit der Gastfreiheit eines ächten Gentleman bewirthet hatte. Dieser blieb nun allein zurück, und war im Begriffe, sich nach dem Hafen hinab zu begeben, als ihm von einem der Kellner des Hauses ein Brief zugestellt wurde, der an Sir Sidney,

Corvetten-Capitain im Dienste Seiner Großbritanischen Majestät gerichtet war.

Es war der gefürchtete Bruder der armen Lady Elisabeth, der dies Schreiben empfing und es sofort öffnete. Er las die flüchtig hingeworfenen Zeilen mehrere Male und schüttelte mit dem Kopfe, als könne er sich von der Wahrheit des Inhaltes nicht überzeugen; dann aber ging er eilig im Gemache auf und nieder, und schien die Aufregung, worin er sich befand, nur mit der größten Anstrengung niederzukämpfen.

Die verhängnißvollen Zeilen des Briefes lauteten aber folgendermaßen:

„Sir!"

„Was ich so oft behauptet habe, und was Ihr mir niemals glauben wolltet, das ist nun zur völligen Gewißheit bei mir geworden. Eure Schwester, Lady Elisabeth, und ihr Verführer haben nicht Großbritanien, ja nicht einmal die Grafschaft verlassen, und wir sind auf eine seltsame Weise getäuscht worden. Wer weiß, wer an ihrer Statt nach dem

Continent gereis't ist, und wen wir, Monate lang, nach allen Richtungen hin, verfolgt haben! Genug, ich bin jetzt meiner Sache gewiß; denn ich habe den Mann gesehen, der sich den Gatten Eurer Schwester nennt, so deutlich vor mir gesehen, habe ihm so nahe gestanden, daß ich meine Hand hätte auf seine Schultern legen können, und ich bedauerte es unendlich, daß es mir an Vollmacht gebrach, ihn festnehmen zu lassen. Indessen könnt Ihr Euch versichert halten, daß ich alle Mittel angewendet habe, um ihn nicht wieder aus den Augen zu verlieren; meine Vorkehrungen sind so getroffen, daß er keinen Schritt unbeachtet thun kann. Die Lady habe ich freilich noch nicht gesehen; aber es ist Tausend gegen Eins zu wetten, daß sie nicht weit entfernt ist. Meine Thätigkeit ist für diesen Augenblick auf bloße Beobachtungen beschränkt; ich erwarte von Euch die nöthigen Befehle und Vollmachten, um entschieden handeln zu können. Ich kann noch hinzufügen, daß der junge Mann wahrscheinlich den Plan hat, jetzt, wo er sich ganz sicher glaubt, aus England zu ent=

fliehen; denn ich weiß, daß er zu Bristol mit einem hamburgischen Schiffscapitain unterhandelte und daß dieses Schiff bald nachher den Hafen verließ. Am besten wäre es, Eure Lordschaft bemühte sich selbst hierher, um dem Aergerniß mit einem Schlage und für immer ein Ende zu machen."

* 22. Septbr. 17 * *.

John Turnhill,
Agent Sr. Herrlichkeit des Lord Sidney.

„Verdammt!" rief der Lord. „Aber dieses Mal sollen sie mir nicht entkommen! Tod und Teufel! Nein, sie sollen nicht! Ich will die Schmach, die dieser Bube unserm Wappen zugefügt hat, mit seinem Blute abwaschen, und das thörichte Weib, das sich ihm in die Arme warf, dem Anblick der Welt für immer entziehen; ich werde diese Schmach mit dem Mantel der schweigenden Nacht umhüllen!" Er rief nach einem Diener.

„Was befehlt Ihr, Sir?" fragte der Herbeigerufene.

„Hurtig, eine leichte Postchaise mit zwei tüchtigen Rennern bespannt."

„Sogleich, Sir!"

Während der Diener ging, um den erhaltenen Auftrag auszurichten, setzte sich der Lord in großer Aufregung nieder und schrieb ein kurzes Billet. Er hatte es kaum beendet, als der Diener wieder eintrat.

„Sir! die verlangte Postchaise steht zu Euren Diensten."

„Ich komme. Bringt mein Gepäck in den Wagen und dann tragt diesen Brief ohne Säumniß in das Hôtel des Lord-Admiral! Säumt keinen Augenblick! Hier habt Ihr eine Krone!"

In der nächsten Minute flog Sir Sidney mit seiner Postchaise die Landstraße entlang, die dem Orte zuführte, wo der Agent, Master Turnhill, seine Wohnung genommen hatte.

Wir kehren wieder nach Sidney-Hall zurück. Genau zur bestimmten Stunde hielt der Pächter Thomas mit seiner Chaise am Thor des Parks, und war zur Abfahrt bereit. Er hatte zur Vorsicht

einen seiner Leute mitgenommen, um erforderlichen Falles bei der Hand zu sein. Als nun aber Stunde auf Stunde verstrich, ohne daß irgend Jemand sich sehen ließ, wurde dem Pächter ängstlich um's Herz, und er schickte seinen Burschen nach dem Herrenhause, um unter der Hand Erkundigungen einzuziehn. Dieser kehrte nach einer geraumen Zeit zurück, brachte die Nachricht von dem Unwohlsein der Lady, und daß die Weiterreise in dieser Nacht nicht stattfinden könne.

„Nun aber, Herr," fuhr er fort, „kommt etwas, das mir seltsam erscheint. Als ich nach dem Herrenhause ging, sah ich in der Nähe desselben einen verdächtigen Burschen umherschleichen, und wenn ich mich nicht täusche, ist er mir bis hierher gefolgt. Wir sollten doch sehen, was dieser Kerl für Absichten hat, denn ich muß Euch sagen, ich traue ihm, seinem Ansehn nach, nicht besonders viel Gutes zu."

„Sachte, Bob!" sprach Thomas. „Ein Spion, sagst du? das sind lästige Kerle, die stets mit einem Spitzbubenstreiche schwanger gehn; will man die

fangen, darf man nicht geradeaus schreiten, sonst verschwinden sie uns unter den Händen. Ist dir der Kerl bis hierher gefolgt, so wird er auch wissen wollen, wo du weiter bleibst. Darum schnell auf den Bock, treibe die Pferde mit einem so lauten Geschrei an, als du aus deiner Kehle hervorlocken kannst, und fahre mit einigen Umwegen nach Hause. Gieb Acht, der Kerl wird sehen wollen, nach welcher Richtung hin du abfährst, und ehe er daran denkt, habe ich ihn bei der Gurgel. Ist es ein Spitzbube, Bob, so soll er mir sein Geheimniß schon beichten, oder bei lebendigem Leibe zum Teufel fahren; darauf verlaß dich!"

Bob saß bereits auf dem Wagen; er trieb die Pferde mit einem lauten Geschrei an, und fuhr, ein lustiges Liedchen pfeifend, davon. Kaum begann der Wagen sich zu entfernen, als die dunklen Umrisse eines Mannes sichtbar wurden, der sich anstrengte, die Straße zu erkunden, welche der Wagen eingeschlagen hatte. Er bewegte sich einige Schritte weiter vor, aber in demselben Augenblick hatte ihn

Thomas, der aus dem Schatten der Mauer hervortrat, mit beiden Händen gefaßt und warf ihn zu Boden.

„Hülfe! Hülfe! Räuber! Mörder! Diebe!" schrie der zu Boden Geworfene, der sich umsonst von den kräftigen Fäusten des Pächters zu befreien suchte. „Um Gotteswillen, laßt mich! Ich gebe Alles was ich bei mir habe, gutwillig hin!"

„Still, Herr Schurke!" herrschte ihm Thomas zu: „Hier sind keine Räuber, sondern du bist von der Hand eines ehrlichen Mannes ergriffen worden, der deiner Schurkenlaufbahn ein Ziel setzen wird. Aber hier ist kein sicherer Aufenthalt für uns, darum begleitest du mich erst an einen andern Ort, bevor ich dir dein Sündenregister abfrage."

Ruhig und fest führte Thomas, im Gefühl seines geistigen und physischen Uebergewichtes, den Mann mit sich fort, der von dem Augenblicke an, da er so unerwartet zu Boden geworfen wurde, seine Besonnenheit völlig verloren hatte, und zitternd neben dem Pächter herging. Sie erreichten den Pachthof,

und nachdem Thomas seinem Gefangenen eine Erquickung gereicht hatte, stellte er ein weitläufiges Examen mit ihm an. Der Gefangene begann zu reden, und als Thomas Alles wußte, was er nur irgend hatte von ihm erpressen können, sperrte er ihn in eine abgelegene Kammer, aus welcher so leicht kein Entweichen möglich war, ließ sich dann ein Pferd satteln und sprengte mit dem Rufe! „John Turnhill, wir treffen uns!“ in die Nacht hinaus.

In dem Herrenhause ging die Nacht einsam und still vorüber. Lady Elisabeth hatte sich endlich völlig beruhigt und genoß eines sanften Schlafes; Heinrich hatte sich im Nebenzimmer auf eine Ottomane geworfen, um sich nach den vielfachen Anstrengungen der vergangenen Tage zu erholen, und Ellinor wachte mit unermüdlicher Sorgfalt an dem Bette ihrer Gebieterin.

Am andern Morgen erschien der herbeigerufene Arzt. Der ruhige Schlaf hatte die Lady wunderbar gestärkt; er verordnete einige leichte Medicamente und entfernte sich dann wieder, mit dem Versprechen,

gegen Abend zurück zu kehren; eigentlich aber, um mit seinem vertrauten Freunde, dem Agenten John Turnhill, von dem seltsamen Umstande zu sprechen, daß sich auf Sidney-Hall eine junge Dame befinde, die gesegneten Leibes sei, und eine auffallende Aehnlichkeit mit der so lange vermißten Lady Elisabeth habe.

„Schon gut, mein lieber Doktor, schon gut!“ schmunzelte John Turnhill vor sich hin, als er diesen Bericht vernahm. „Wir sind hiervon längst unterrichtet und haben bereits unsere Vorkehrungen getroffen.“

Der Doktor, der hiervon nichts verstand, sah seinen Freund verwunderungsvoll an, und wollte sich die nöthigen Erläuterungen ausbitten, als ein Mann athemlos in das Zimmer stürzte und ausrief:

„Wir sind verrathen! Der Dummkopf James hat sich von einem der Bewohner zu Sidney-Hall greifen lassen und ist noch nicht zurückgekehrt. Gewiß werden sie ihn gefangen halten, und das Hasenherz wird Alles ausplaudern. Ich bin gekommen, es Euch

zu sagen, damit Ihr Eure Maßregeln darnach nehmen könnt!"

„Verdammt sei James!" fuhr Turnhill auf und schob den immer mehr staunenden Dokter bei Seite. „Wir werden Alles verlieren, was wir so mühsam erworben haben! — Capitain Sidney wird ihn an Bord schleppen, und ihm die Katze geben lassen. Aber wir dürfen nichts versäumen, sie heute Nacht in unsere Gewalt zu bekommen. Tausend Pfund sind eine herrliche Courtage für einen armen Agenten, der sich stets mit viertel und halben Procenten begnügen muß. Komm mit mir, Bursche, um einen stärkenden Tropfen zu nehmen, und dann zurück auf deinen Posten."

Unterdessen war die Nacht langsam und träge heraufgekommen und hüllte die Gegend ringsumher in ihren undurchsichtigen Schleier. Die Minuten schlichen vorüber und Heinrich ging ungeduldig in der Halle auf und ab, umsonst eine heftige Unruhe bekämpfend, die sich seiner bemächtigte.

Da trat Robert ein und meldete den Pächter

Thomas an, der gleich nach ihm in der Halle erschien.

„Vorwärts, Sir Heinrich! Ihr habt keinen Augenblick zu verlieren! Ihr seid von den Agenten Eures Feindes Sidney umstellt, und der Angriff auf dieses Haus wird in einer Stunde stattfinden. Ich habe ihnen meine Leute entgegen geschickt; handfeste Bursche, die sie schon eine Zeitlang aufhalten werden. Ein Bote ist von mir an Bord Eures Schiffes gesendet worden, und Ihr werdet die Schaluppe am Landungsplatz finden. Mein Wagen hält bereits am Ausgange des Parks, und nichts kann Eure Flucht hemmen. Aber, um der Wunden Jesu willen, zögert nicht einen Augenblick, sonst seid Ihr verloren!"

„Es wird nicht möglich sein!" entgegnete Heinrich rasch. „Wie soll das schwache Weib in diesem Zustande . . . ."

„Sie muß, sage ich Euch!" rief Thomas. „Sie muß, wenn sie ihren Gatten behalten will. Sie muß, und sie wird auch. Sidney hat eine Anklage

für Euch in Bereitschaft, die Eurer Freiheit nur zu bald ein Ziel setzen würde. Also rasch, ohne Zeitverlust fort, oder Ihr könnt für immer hier bleiben."

Heinrich eilte zu seiner Gattin, um sie von dem, was geschehen mußte, in Kenntniß zu setzen. Sie blieb still und ruhig, entschlossen, dem Unvermeidlichen sich zu fügen. Heinrich und Thomas, Robert und Kitty bemächtigten sich des Ruhebettes und trugen sie durch den Park nach dem Wagen. Als man sie sorgsam in denselben gehoben hatte, setzten sich Heinrich und Ellinor zu ihr, und während das Fuhrwerk sich nach dem Strande zu in Bewegung setzte, begab sich Thomas mit den Andern nach dem Herrenhause zurück, um dem etwaigen Angriff zu begegnen und die Verfolger abzuhalten oder irre zu führen.

„Nach einer Stunde," sagte der wackere Pächter, „ziehe ich mich dann mit meinen Leuten zurück, denn nach einer Stunde sind sie vollkommen in Sicherheit. Meine längere Gegenwart wäre unnütz und würde nur Verdacht erregen. Kommt dann Sir

Sidney, so tretet ihm dreist entgegen, läugnet beharrlich Alles, und verrathet Eure Gebieterin nicht vor der Zeit."

Während sie unter diesen und ähnlichen Gesprächen ihr Ziel erreichten, langte der Wagen des Pächters in der kleinen Bucht an und wurde von den harrenden Matrosen mit einem lauten Freudenrufe begrüßt. Schnell wurde die Kranke auf das für sie im Boote bereitete Lager gebracht, die Uebrigen setzten sich zu ihr, und gleich darauf ward das leichte Fahrzeug mit raschen Ruderschlägen vom Ufer fortgetrieben.

Drittes Kapitel.

Kaum war Robert mit seiner Frau wieder auf dem Herrenhause angelangt, und noch befanden sich beide in großer Aufregung, als man das Stampfen von Pferden auf dem gepflasterten Hofe vernahm, und gleich darauf trat auch Herr Turnhill mit zwei Männern in die Halle.

„Mit Verlaub, Sir, ich glaube, wir sind zu spät gekommen," sagte einer der Begleiter des Agenten, „und anstatt uns hier unnütz aufzuhalten, sollten wir lieber nachforschen, welche Richtung die Flüchtlinge eingeschlagen haben, das heißt, welcher Weg zum Strande hinabführt. Ich dächte ..."

„Denkt, was ihr wollt, Bursche!" entgegnete barsch der Agent des Sir Sidney; „nur thut, was man von euch fordert! Es ist Volks genug auf dem Wege zur See hin verstreut, hier aber ist Nie-

mand, und wer weiß, was uns hier entgehen kann, wenn wir diesen Posten unbesetzt lassen. Weißt du, Monk, was die scharfe Frage bedeutet?"

„Nein, Sir!"

„Nicht? Nun, so will ich dir gleich eine Gelegenheit geben, deine Kenntnisse zu erweitern. Da stehen ein Paar solche arme Sünder, an die ich eine dergleichen Frage verschwenden muß."

Er schritt mit diesen Worten auf Robert und Kitty zu, die sich seit dem Eintritt des Agenten nicht von der Stelle bewegt hatten. Einen vernichtenden Blick warf er auf beide, und, als er überzeugt schien, daß dieser seine Wirkung nicht verfehlt hatte, rief er mit donnernder Stimme: „Kennt ihr mich?"

„Ja!" entgegnete Robert ruhig. „Ihr seid der Agent Seiner Herrlichkeit."

„Wißt ihr, welche Gewalt in meiner Hand ruht?"

„Ich weiß, daß Ihr bevollmächtigt seid, die Geschäfte Seiner Herrlichkeit zu verwalten, seine Güter zu inspiciren, Contracte abzuschließen, kurz,

Alles zu thun, was er Euch in dieser Hinsicht befiehlt. Und wir sind beauftragt, Euch zu gehorchen und in allen Dingen an die Hand zu gehn, wenn Ihr im Namen Seiner Herrlichkeit erscheint."

„Nun denn, ich erscheine in Seiner Herrlichkeit Namen, und fordere deutliche und bestimmte Antwort auf meine Fragen: Sind heute im Schlosse Gäste angekommen?"

Robert, der wohl begriff, daß noch nichts verloren sei, wenn man den Flüchtigen einen möglichst langen Vorsprung sichere, sagte in seiner ruhigen Weise: „Ja, Sir, es sind Gäste im Schlosse angekommen."

Der Agent warf einen triumphirenden Blick auf seine beiden Begleiter und fuhr dann fort: „Beschreibt sie mir!"

„Der erste war ein Seemann von jungen Jahren und lieblicher Gestalt, ein alter Bekannter dieses Hauses und ein Schützling des verstorbenen Lords," sprach Robert.

„Mann!" rief Frau Kitty angstvoll. „Mann!

willst du das junge Blut seinen Feinden verrathen? Die Sünde . . ."

„Still, Weib! Ich kenne meine Pflicht, und will mich nicht ein Haarbreit von ihr entfernen."

„Trennt sie!" gebot der Agent, und einer der Begleiter desselben führte Kitty, trotz ihres Sträubens, bis an das entgegengesetzte Ende der Halle.

„Nun, Sir," fuhr Robert langsam fort: „dies war der erste Besuch, der zu Fuß anlangte; dann kam aber noch ein zweiter, und zwar im Wagen. Aus demselben stieg eine Dame, in Begleitung ihrer Dienerin, und da beide hier im Schlosse wohl bekannt sind, so trug ich kein Bedenken . . . ."

„Warum sagst du nicht geradezu, es sei Lady Elisabeth gewesen?"

„Nun, Sir, sie war es in der That."

„Und wo . . ."

Robert ließ den Agenten nicht vollenden: „Ihr wollt gewiß erfahren, wie ich sie aufgenommen habe? Ich habe der jungen Lady die Zimmer öffnen lassen, die sie stets hier bewohnt hat, und auch Master

nicht sonderlich erbaut war. „Geschwind, Monk, und ihr da, Bursche, folgt mir! Seine Herrlichkeit ist muthmaßlich vor Zorn außer sich, und ich möchte ihm nicht gerne eher unter die Augen treten, bis ich sagen könnte: Hier sind sie!"

Die Drei entfernten sich durch die Thüre, welche in das Innere des Hauses führte, um sich an dem entgegengesetzten Ende einen Ausgang zu suchen.

Eine peinliche Minute verging. Kitty war in die Kniee gesunken; Robert stand ruhig und gefaßt, den Ausbruch des nahenden Sturmes erwartend. Gleich darauf erbebte die Halle von den festen Tritten des Lord Sidney, der, in seinen Mantel gehüllt, eintrat und laut ausrief: „Turnhill!"

Robert trat einen Schritt vor und sagte: „Master Turnhill hat so eben die Halle verlassen; er scheint ein Zusammentreffen mit Eurer Herrlichkeit vermeiden zu wollen. Wenn Mylord aber befiehlt, so will ich ihn aufsuchen."

„Bringt ihn! bringt ihn!" rief der Lord ungeduldig. „Bringt ihn sogleich! Ich fürchte, er hat

uns auf eine falsche Fährte geführt, oder nur halbe Maßregeln ergriffen. In beiden Fällen soll er es büßen!"

Robert ging. Innerlich froh, das Gewitter auf das Haupt des Agenten leiten zu können, war er fest entschlossen, sich alle ersinnliche Mühe zu geben, diesen so spät als möglich aufzufinden, und ging auf den langen Corridors hin und her, während der Lord inmitten der Halle stehen blieb, sein feuriges Gluthauge auf den Boden heftete und seinen innern Gefühlen durch einzelne, abgerissene Worte Luft machte:

„Was sagt ihr alten Mauern? Ehrwürdige Behausung eines altritterlichen Geschlechts, das sich unvermischt erhalten hat bis zu diesem Tag, stürzest du nicht zusammen? — Schwacher Vater! kindischer Greis! Warum hast du solche Schmach auf uns gewälzt? — Verdammt sei dieser Bube, dieser Auswurf des Festlandes! — Wenn ich ihn erreiche, will ich ihn mit meinen Händen zermalmen! — Hollah! John Turnhill! Wo bist du, allzeit fertiger Helfer,

der du die Flüchtlinge hast entwischen lassen, wo bist du? Mein Zorn über dich! — He! Hollah! Hollah! Ist Niemand mehr in dem großen, weiten Hause?"

Kitty, die sich bei dem Eintritte des Lords von den Knieen erhoben hatte, wagte nun nicht länger zu schweigen; sie trat zagend näher und sprach mit bebenden Lippen: „Hier, Eure Lordschaft! Robert's Frau, der mit Eurer Herrlichkeit Erlaubniß gegangen ist, den spitzbübischen Agenten aufzusuchen."

Das arme Weib war durch die unmittelbare Nähe des Lords, den man wie ein Gespenst zu fürchten gewohnt war, so verwirrt, daß sie nicht wußte, was sie sprach. Ihre Worte überstürzten sich, und das eine hob den Sinn des andern auf.

Der Lord merkte die steigende Verwirrung des Weibes, und um diese zu seinem Vortheil zu benutzen, fragte er rasch mit scharfem Tone: „Sind sie schon lange fort?"

„Schon sehr lange," antwortete Kitty fast bewußt-

los, „und wenn sie sich nur etwas gesputet haben, so können sie schon auf offener See sein.“

Der Lord warf, als er dies vernommen, das zitternde Weib mit einem Faustschlage zu Boden und lief dem Ausgange der Halle zu: „Heda, Peto! Ein Pferd für dich und mich, und brennende Fackeln! Rasch! Es geht um's Leben!“

Bald waren die Rosse vorgeführt. Lord Sidney schwang sich in den Sattel und sprengte in die Nacht hinaus; seine beiden Jockei's folgten ihm, jeder eine brennende Fackel in der Hand.

Noch hatten sie das Ende des Parkes nicht erreicht, als sie einem Reiter begegneten. Es war der Pächter Thomas, der von seinem Streifzuge zurückkam. Zwar hatte er den Agenten verfehlt, aber dafür die aufgestellten Häscher irre geleitet, und die Flucht war gesichert. Jetzt blickte er in das, von dem Scheine der Fackel gespenstisch beleuchtete, zürnende Gesicht des Lords, und wohl wissend, was dieser beabsichtige, beschloß er sogleich, mit Kälte und Ueberlegung zu handeln.

„Wen haben wir hier?“ rief der Lord und sprengte so nahe an den Pächter heran, daß dieser nach keiner Richtung hin ausweichen konnte.

„Ich bin, mit Erlaubniß von Euer Gnaden, ein Pächter Eurer Herrlichkeit, Thomas mit Namen, und komme aus Bocquets-Hill, wohin ich eine Quantität Weizen gebracht habe. Aber der Weizen ist dieses Jahr wohlfeil, und der Pacht hoch; wenn....“

„Zum Teufel mit Eurem Weizen und Eurem Pacht! Antwortet! Wo hinab geht der nächste Weg zum Strande?“

„Ich habe wohl nicht recht gehört! Will Euer Herrlichkeit jetzt?... Es ist ja stockfinster, und...“

„Zum Strande, Kerl! zum Strande! oder ich schieße dich nieder!“

„Nun, wenn Ihr mich in dieser Weise auffordert, dann muß ich wohl. Aber, mein Pferd ist sehr müde, und es wird nur langsam gehen! Auch ist der Weg etwas versteckt und in dieser Dunkelheit nicht leicht zu finden.“

Mit diesen Worten lenkte er sein Pferd um,

und ritt gemächlichen Schrittes voran. Er kannte Weg und Steg, und war mit jedem Erdfleck bekannt, worauf das Pferd seine Hufe setzte; aber alle diese Kenntnisse schien er jetzt geflissentlich zu vergessen und ritt kreuz und quer, nicht achtend auf die Flüche des ungeduldigen Lords, bis er endlich sein Pferd anhielt und mit großer Ruhe erklärte, er habe die Spur verloren.

Der Lord, sich selbst nicht kennend vor Zorn, überhäufte ihn mit den gröbsten Schmähungen und hob die Reitpeitsche, um nach ihm zu schlagen, als plötzlich die Ankunft eines Fremden das Vorhaben des Lords unterbrach. Ein Kerl drang durch das nahe Brombeer-Gebüsch, fiel dem Pächter in die Zügel, und mit dem Rufe: „Jetzt habe ich dich!" zog er ein Messer, um ihn zu durchbohren.

Thomas hatte nicht sobald die Bewegungen dieses unerwarteten Feindes bemerkt, als er rasch auf die andere Seite seines Pferdes vom Sattel glitt, und der Räuber seinen Stoß in die leere Luft führte. Keinen Widerstand findend, stolperte er, und

ward gleich darauf von dem Pächter bei der Kehle gepackt und kopfüber geschleudert; dann aber schwang sich Jener wieder in den Sattel, drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen und war binnen zwei Secunden von den wallenden Nebeln verhüllt.

Alles dieses war so blitzschnell geschehen, daß der überraschte Lord nicht im Stande war, den Vorgang genau zu erkennen, noch weniger ihn zu verhindern.

Der Fremde mit dem Messer hatte sich indessen wieder vom Boden aufgerafft und schrie dem Lord und dessen Dienern zu: „Haltet ihn auf! Haltet ihn auf! Es ist ein Schurke! ein Verräther! Schießt nach ihm, Leute! Schießt nach ihm!“

„Nach der Art und Weise zu urtheilen, wie du auf offener Landstraße dich gebehrdest,“ rief der Lord, „muß ich vielmehr dich für einen Schurken halten. Antworte, Kerl! Wer bist du?“

„Ich bin in Diensten des Herrn Turnhill und soll hier einen Diebstahl verhindern helfen,“ sprach der Fremde. „In der vergangenen Nacht stand ich

deshalb auf meinem Posten am Ausgange des Parks und war nahe daran, das ganze Complott zu entdecken, als dieser schurkische Pächter mich unvermuthet überfiel und in eine finstere Kammer sperrte, aus welcher ich erst jetzt habe entwischen können. Darum kam es mir gelegen, ihm hier zu begegnen und für seine Spitzbüberei zu bezahlen. Wäre es mir gelungen, so hätte ich den Lord Sidney von einem betrügerischen Pächter befreit."

„Du siehst den Lord vor dir!" rief Sidney, „der gesonnen ist, dich für deinen räuberischen Anfall hängen zu lassen, wenn du ihn nicht schnell genug durch eine gute That vergessen machst."

„Befehlt, Euer Lordschaft!" antwortete der Kerl geschmeidig, sich bis zur Erde bückend.

„Ich setze einigen Flüchtigen nach und bin von diesem Pächter auf eine falsche Spur geleitet worden. Vielleicht ist es noch nicht zu spät. Kannst du mich ohne Zeitverlust nach dem Strande führen?"

„Gewiß, Herr! Und wenn Euer Pferd nur etwas daran gewöhnt ist, in der Nacht auf einem

holprigen Wege scharf aufzutreten, so sind wir in zehn Minuten am Ziel. Hört Ihr, wie die Brandung zu uns herauftönt? Kaum eine halbe Meile von hier ist der Strand. Ich will, mit Euer Gnaden Erlaubniß, hinter einem von Euern Jockei's aufsitzen und voran reiten! Folgt mir nur getrost!"

Er bestieg das Pferd des einen Jockei's, nahm diesem die Fackel aus der Hand und deutete mit derselben seitwärts: „Seht Ihr diesen Pfad? Er führt an's Ziel und bietet nicht allzugroße Hindernisse dar. Folgt mir nur, Mylord!"

Der Zug setzte sich in Bewegung, und binnen der angegebenen Frist hielten sie an dem Landungsplatze, den die Schaluppe schon seit geraumer Zeit verlassen hatte.

Viertes Kapitel.

Wir wenden uns jetzt wieder zu den Fliehenden, welche die Schaluppe glücklich erreicht haben, die nun mit weitausgreifenden Ruderschlägen der Fregatte zueilt. Auf dem Verdeck derselben stehen die Mannschaften in willkührlich geordneter Reihe, und ihre Blicke sind auf die Ankommenden gerichtet.

„Trosse zur Hand!" ruft der Capitain, und alsobald springen zwei junge Männer mit kräftigen Tauen in der Hand in das Fockwant, um sie der nahenden Schaluppe zuzuwerfen. Mit einer prächtigen Schwingung schießt diese jetzt heran und liegt, wie angefesselt, vor dem Fallreep. Alle nöthigen Vorkehrungen sind unterdessen getroffen worden, und mit der größten Behutsamkeit wird Lady Elisabeth, vermittelst einer einfachen Vorrichtung, auf das Ver-

deck gebracht und von Heinrich in die für sie bequem eingerichtete Kajüte geleitet. Mit der rührendsten Besorglichkeit ist der Gatte um sie beschäftigt, und ein stummer Händedruck, ein vielsagender Blick sind sein Lohn; dann sinkt sie auf das Lager zurück, und die treue Ellinor nimmt den Platz an ihrer Seite ein. Erst als Heinrich sich überzeugt hat, daß es an keiner Bequemlichkeit irgend einer Art mangelt, verläßt er die Frauen und kehrt auf das Verdeck zurück, wo ihm der Capitain entgegen tritt.

„Ihr seid lange ausgeblieben, mein Herr! Ich war Euretwegen besorgt. Ich hoffe, Ihr vermisset nichts, was den Damen angenehm sein kann?“

„Alles ist vortrefflich, Capitain, und ich bleibe Euer dankbarer Schuldner. Aber nun bitte ich, laßt uns keinen Augenblick zögern und schnell den Anker lichten. Gefahr ist im Verzuge!“

„Sobald als möglich sollt Ihr das Schiff unter Segel sehen; aber ich bezweifle, daß wir unsere Reise dadurch im Geringsten fördern. Hollah, Vorderdeck! Alle Hände an die Spille! — Werft Euren Blick

in die Höhe, Herr, so werdet Ihr bald sehen, was den Gang des Schiffes aufhalten wird."

Heinrich that, wie ihm gesagt wurde, und begriff, daß nur eine schnelle Aenderung des Wetters ihn auf die offene See herausbringen würde. Der Himmel war durchsichtig blau, und nicht ein Wölkchen sichtbar, das den sehnlichst gewünschten Wind hätte herbeiführen können. Das Wasser der Bai lag glatt wie ein Spiegel da, und der leiseste Gegenstand, der es berührte, trieb Blasen auf die Oberfläche, die, zu immer größeren Kreisen sich ausdehnend, erst an dem felsigen Ufer zerschellten. Der Wimpel und die Flagge hingen senkrecht auf und nieder, und die bereits von den Raaen herabgeworfenen Segel wurden auch nicht von dem leisesten Hauche bewegt; eine Todtenstille herrschte in der ganzen Natur.

Heinrich geht ungeduldig auf und ab. Sein Auge ruht bald auf dem Wasserspiegel, bald fliegt es zur blauen Himmelsdecke empor. Er hat die Hände gegen die Brust gepreßt und schickt ein kurzes, aber inbrünstiges Gebet zu dem Herrn der Heerschaaren

empor; er fleht den Allmächtigen an, sein unschuldiges Weib den Mißhandlungen eines rohen Bruders zu entziehen.

Unterdessen haben sich, dem Befehle des Capitains gemäß, die Matrosen um die Ankerwinde geschaart, und rasch steigt der Anker aus der Tiefe empor. Das Schiff schwankt einen Augenblick, als es diesen Halt verliert und kein schwellendes Segel ihm einen neuen Stützpunkt bietet. Jetzt ist die Arbeit gethan, und der Offizier des Vorderdecks, der Bootsmann, schaut fragend auf den Capitain, um neue Befehle zu empfangen.

Die Offiziere des Schiffes stehen berathend neben einander auf dem Quarterdeck; Heinrich hat sich ihnen zugesellt. Eine leichte Strömung, welche die Bai von Ost nach West durchschneidet, hat sich des Schiffes bemächtigt; sie treibt es seitwärts unter die Felsen, immer weiter aus dem eigentlichen Fahrwasser heraus.

„Wenn diese Lage nur noch eine halbe Stunde so fortdauert,“ bemerkte der Steuermann, „so haben

wir uns selbst gefangen gegeben und wir können eine Woche warten, ehe uns ein gnädiger Nordwest aus dieser Lage befreit."

„Hören wir die Meinung der übrigen Herren ebenfalls," unterbrach Heinrich den Offizier fast muthlos, denn er hatte die Läge des Schiffes wohl begriffen und die Wahrheit jener Worte nicht verkannt: „Was sagt der Capitain?"

„Ich sage, Herr, daß mir Eure Lage sehr zu Herzen geht, und ich einen Theil der accordirten Fracht willig opfern wollte, wenn wir in diesem Augenblick mit vollen Segeln in die offne See hinaussteuern könnten. Ich sage aber auch, daß es von keinem Nutzen für Euch sein wird, wenn mein Schiff von der Strömung jenen Felsen nahe getrieben und in eine gefährliche Lage gebracht wird. Darum ist meine Meinung, den Anker wieder fallen zu lassen und Alles bereit zu halten, die Fahrt, sobald die Umstände es gestatten, wieder zu beginnen. Ist es dann nothwendig, so opfre ich Euch meinen Anker und kappe das Tau."

„So sei es denn!“ sprach Heinrich, sich in die bittere Nothwendigkeit fügend, und überließ sich dem Ausbruch des Schmerzes, der mächtig in seiner Brust tobte. „Möge denn der Anker wieder in den Grund gehen und das Verderben uns ereilen.“

Der Capitain sah seinen jungen, von Gram gebeugten Passagier mit einem Blick des tiefsten Mitleids an, und vergaß für einige Zeit den Befehl, den er hatte ertheilen wollen. Es war einer jener charakteristischen Momente, die in dem Leben eines Seemannes nicht alltäglich sind. Das Verdeck ist mit den Mannschaften bedeckt, die mit jeder Secunde des Commandowortes harren. Alle stehen auf ihren Posten, aber keiner wagt es, sich zu rühren, weil seine freiwillige Bewegung derjenigen gerade entgegengesetzt sein könnte, die ihm der Dienst in dem nächsten Moment zu machen befiehlt. Unbeweglich stehen sie da, wie in Stein gehauene Bildsäulen, das Auge fest auf den Capitain gerichtet, der von der Fee des Meeres in einen magnetischen Schlaf versenkt scheint.

Endlich ermannte sich der Capitain und war im Begriff, die nöthigen Befehle zu ertheilen, als der Steuermann, der stets aufmerksam umherspähte, mit lauter Stimme rief: „Brise! Brise!“

Wie ein electrischer Schlag durchzuckte dieses Wort alle Männer, die auf dem Verdecke waren, und Heinrich wiederholte sie mit einem lauten Jubel.

In der That sah man einen Theil der Bai von einem kühlen Hauche leicht gekräuselt und immer näher an das Schiff heranfliegen; leicht hob sich der Wimpel, er ringelte wie eine Schlange in der blauen Luft und die Flagge warf ihre Falten hin und her, so daß das Wappen der freien Stadt Hamburg auf Augenblicke sichtbar wurde.

Der Wind ist das Athemholen des Seemannes; ein einziger leichter Lufthauch setzt ein ganzes Schiff in die lauteste und freudigste Bewegung, das Tage lang von einem düstern Schweigen beherrscht ward. Laut und vernehmlich wurden jetzt vom Quarterdeck aus die Befehle ertheilt, und mit gleicher Lebendigkeit von den Matrosen beantwortet. Die Segel

stiegen rasch an den Stengen empor und breiteten sich dem Winde entgegen. Heinrich sah diesen Manövern mit ängstlicher Ungeduld zu, er legte selbst Hand an das Werk, und Entzücken schwellte seine Brust, als die Segel sich vor dem Winde ausdehnten. Er eilte nach dem Steuerruder, erfaßte es mit starker Hand, und bemerkte bald, als er dem Schiffe die nöthige Richtung geben wollte, daß einige Bewegung in demselben war.

„Steuerkraft im Schiffe!“ rief er jubelnd und winkte einen Matrosen herbei, um seinen Posten einzunehmen; mit elastischen Schritten, von der Freude verjüngt, schritt er über das Verdeck hin und richtete seine Augen nach dem Landungsplatze. Sie lagen demselben gerade gegenüber, und da eben jetzt der erste Strahl der Morgensonne über die Bai hinflog, war ihm gestattet, genau zu beobachten, was am Ufer vorging.

Er sah einen Mann mit stolzer Haltung hart am Strande stehen, der seine Aufmerksamkeit dem Schiffe so gänzlich zugewandt hatte, daß er kaum

auf seinen Nachbar zu achten schien, dessen heftige Bewegungen andeuteten, daß er etwas, nach seiner Meinung, höchst Eindringliches sagte. Weiter landeinwärts führten zwei Grooms ihre Pferde auf und ab.

Ein kalter Schauer durchrieselte Heinrich, als er wiederholt die hohe Gestalt des Fremden am Ufer betrachtet hatte. „Es ist Elisabeths Bruder!“ rief er in sich hinein. „Diesmal, nur diesmal noch, gnädiger Gott, sei mir gnadenvoll gesinnt, und laß mich von diesem Windhauche auf die offne See hinausgetrieben werden, dann will ich ja gern jedem Mißgeschicke Trotz bieten und dich preisen, daß du die Unschuld vor der rohen Gewalt gerettet hast.“

Der Wind hatte sich jetzt wirklich etwas verstärkt, und wenn man den Blick auf das zunächst gelegene feste Ufer richtete, konnte man bemerken, wie sich das Schiff von der Stelle bewegte. Aber zu derselben Zeit ereignete sich auf dem Landungsplatze etwas, das die größten Besorgnisse zu erregen geeignet war. Der Strand wimmelte plötzlich von

einer großen Menschenmenge, die sich damit beschäftigte, die von der Fluth hoch auf den Sand geworfenen Fahrzeuge abzubringen, und sie demnächst flott zu machen.

„Er wird uns verfolgen, bis wir die offne See haben, und die hochgehenden Wellen ihm gebieten, umzukehren! Aber wenn diese Menschenmasse zu den Rudern greift, überholen sie uns, ehe wir den Ausgang gewinnen, und nichts hilft es uns, daß die Dunkelheit des Wassers in der Ferne andeutet, daß draußen ein scharfer Morgenwind geht."

Heinrichs Gedanken wurden durch den Klang der Kajütsglocke unterbrochen, die lange und scharf angezogen wurde. Angstvoll horchte er auf; ein trübes Ahnen flog durch seinen Sinn, und schon wollte er die Treppe hinabeilen, als der Kajütswächter zu ihm trat, und ihm sagte, daß eine der Damen ihn zu sprechen wünschte, er selbst aber habe den Befehl empfangen, nicht wieder herunter zu kommen.

Rasch flog Heinrich die Treppe hinab; sein

Körper war in fieberhafter Aufregung, kalter Schweiß perlte von seiner Stirn. Am Eingange der Hauptkajüte trat ihm Ellinor entgegen und hielt seine eilenden Schritte auf.

„Ihr könnt hier jetzt nicht eintreten, Sir!" flüsterte sie ihm zu, „aber ich wollte nicht, daß Ihr ferne von diesem Orte weilen solltet, deßhalb ließ ich Euch rufen. Der Lady Stunde ist gekommen. Die Strapatzen der letzten Tage haben diesen Moment beschleunigt, darum betet zu Gott, daß er ihr und Euch gnädig sein möge!"

Sie ging wieder zurück und Heinrich blieb auf dem Gange allein. Er sank in die Kniee und betete inbrünstig. In dieser verhängnißvollen Stunde hatte er den Capitain Sidney und die gefährliche Lage des Schiffes vergessen, er hatte nur Sinn für die Leiden seiner Gattin und für die Ereignisse des nächsten Augenblicks.

Da trat Ellinor wieder aus der Kajüte und reichte Heinrich die Hand: „Alles ist vorüber, Sir; tretet leise auf, und folgt mir. Ihr sollt zum ersten

Male Euren Sohn sehen, und auch die Mutter des Kindes sehnt sich nach Euch."

Heinrich folgte seiner Führerin in hoher Bewegung nach und kniete neben seinem Weibe nieder. Sie reichte ihm mit einem matten Lächeln die Hand, die er mit Thränen benetzte. Ellinor ermahnte ihn, aufzustehn, und reichte ihm den Knaben zum Kusse dar, dann entfernte sie sich wieder mit demselben in eine Nebenkajüte. Es war einer der seligsten Momente in dem Leben dieser treuen Liebenden, denen nur selten ein freundlicher Sonnenblick zu Theil wurde, der die finstern Wolken ihres Leidenshimmels zerriß.

Als Beide sich nach und nach beruhigten, ließ sich Heinrich neben dem Lager seines Weibes nieder, und sie sprachen nun mit einander von ihrer Zukunft, ihren Hoffnungen und Befürchtungen. Aber nur wenig vermochte Elisabeth ihrem glücklichen Gatten zu erwiedern; sie horchte lächelnd seinen Worten, aber sie war zu sehr erschöpft und bald schloß ein wohlthätiger Schlaf ihr die Augenlieder.

„Schlafe sanft!" sprach Heinrich und beugte sich

zu ihr herab; „schlafe sanft und möge, wenn du erwachst, jede Gefahr verschwunden sein, damit dein treues Herz von der Last der Sorge befreit wird, die es jetzt darnieder drückt."

Ein Schuß, der in diesem Augenblick, wenn auch noch in ziemlicher Entfernung, fiel, riß Heinrich aus seiner Vergessenheit auf und stellte ihm das Gefährliche seiner Lage mit hellen Farben vor die Seele. Sein erster Gedanke war, daß Sidney einen Angriff auf das Schiff machen könnte, und dieser Gedanke hieß ihn, seine Schritte beflügeln und auf das Verdeck zurückkehren. Er warf einen wehmüthigen Scheideblick um sich, sein Herz war beklommen, Thränen traten in sein Auge und sein Verstand begann sich zu verwirren, als ob er eine Ahnung von dem habe, was sein Schicksal in der nächsten Stunde sein werde.

Da fiel ein zweiter Schuß, und Heinrich riß sich gewaltsam empor. In der nächsten Minute war er auf dem Verdecke und stand dem fragenden Blicke des Capitains gegenüber.

„Ihr werdet mich vermißt haben, Herr, und das in einem Augenblicke, wo das Schießen andeutete, daß für Euch auf dem Verdeck einige Gefahr vorhanden sei; aber Ihr werdet mich entschuldigen müssen. Eure Kajüte ist Zeugin eines seltenen Ereignisses zur See gewesen, mein Weib hat mir einen Knaben geboren.“

„Gott tröste die arme Frau!“ entgegnete der Capitain. „Aber wie es mir scheint, wird sie in der nächsten Stunde keinen ruhigen Schlaf zu erwarten haben.“

Diese Worte reichten hin, um Heinrichs Aufmerksamkeit für die Ereignisse der Gegenwart völlig in Anspruch zu nehmen. Der Anblick der Bai hatte sich verändert, aber keineswegs zum Vortheil der Flüchtigen. Der Wind, der bis jetzt die Obersegel dürftig gefüllt und dem Schiffe ein langsames Fortrücken gestattet hatte, wehte in diesem Augenblicke noch schwächer, und es war kaum zu bemerken, daß man eine geringe Distanz gewann; die hohen Felsufer, unter denen sie lagen, hielten den Wind von ihnen fern, der die weiter hinausliegenden flachen

Dünen bestrich, und es war noch fast eine halbe Meile zurückzulegen, ehe sie die letzte Landspitze umsegeln und die offne See erreichen konnten.

Das war die Lage des Schiffes, dem die Verfolgenden sich mit jeder Secunde mehr näherten. Vier große Böte waren von dem Strande der Bai in das Wasser hinabgelassen worden, und jedes derselben mit einer großen Anzahl tüchtiger Ruderer bemannt. In dem vordersten befand sich der Lord, der seine Matrosen zu noch immer größerer Eile antrieb. Bereits zwei Mal hatte er eine Pistole abgeschossen, in der Absicht, das Schiff dadurch zum Beilegen zu bewegen.

Der Capitain und seine Offiziere waren einen Augenblick lang unentschlossen, was sie thun sollten, wenn sie von den Engländern angegriffen würden; Heinrich war dafür, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und schrie nach Waffen; aber ein flüchtiger Blick zeigte bald, wie unnütz ein solches Beginnen sein würde, da die Mannschaft der Böte die des Schiffes um mehr als das Doppelte überstieg.

Noch kräftiger als früher hatten die Küstenschiffer ihre Ruder gehandhabt, und das vorderste der Böte schoß jetzt seitlängs der Fregatte. Mit größter Geschicklichkeit warf einer der Männer einen Enterhaken auf das Verdeck und zog sich bis zum Fallreep herab. Jetzt erhob sich Sir Sidney und forderte den Capitain des Hamburger Schiffes auf, ihm die Flüchtlinge auszuliefern, die sich bei ihm am Bord befänden.

„Mit welchem Rechte stellt Ihr diese Forderung an mich?" war die ruhige Antwort.

„Mit dem Rechte eines tiefbeleidigten Mannes."

„Die Passagiere, die sich am Bord meines Schiffes befinden, stehen unter dem Schutze meiner Flagge. Es darf ihnen Niemand ein Haar krümmen, und nur, wenn die gesetzliche Behörde von mir ihre Auslieferung verlangt, muß ich mich ihrem Ansinnen fügen. Habt Ihr eine solche Vollmacht bei Euch, Sir?"

„Zum Teufel mit Eurer Vollmacht! Ich bin Offizier der großbritannischen Flotte und verlange

Gehorsam von einem Kauffahrer. Gebt mir Eure Passagiere heraus, ich befehle es Euch!"

„Ich respectire einen solchen Befehl nicht."

Die übrigen Böte hatten jetzt auch das Schiff erreicht und es von allen Seiten umringt.

„So werde ich zur Gewalt schreiten!" rief der Lord.

„Thut es!" antwortete der Capitain. „Aber gegen das, was ich nicht zu verhindern im Stande bin, lege ich Protest ein, und die Rache des Gesetzes wird zuverlässig Den treffen, der eine befreundete Flagge beschimpft. Nehmt Euch in Acht, Herr, ich warne Euch! Offiziere und Matrosen, ihr seid Zeugen dieses freventlichen Ueberfalls in einem befreundeten Hafen."

„Hier ist kein Hafen, mein guter Krämer!" rief Capitain Sidney, „sondern eine Bucht, worin Schmuggler aller Art zu Zeiten landen, und ein königlicher Offizier hat das Recht, jedes Schiff zu untersuchen, das ihm verdächtig scheint. Dieses Schiff ist mir verdächtig; also, mir nach!"

Mit diesen Worten sprang Sidney auf das Verdeck des Kauffahrers, und seine Leute folgten ihm nach.

Bisher hatte Heinrich, von den Steuerleuten beschwichtigt, sich ruhig verhalten; aber jetzt machte er sich von ihnen los und trat, den Degen in der Hand, dem Bruder seiner Gattin entgegen.

„Dringt nicht weiter auf einem Schiffe vor, Sir, dessen Ihr Euch auf eine so gesetzlose Weise bemächtigt habt!" sprach Heinrich ruhig, aber fest. „Ich habe diese Räume gemiethet, und will nicht, daß irgend ein fremder Fuß sie betreten soll; auch der Eurige nicht. Ich achte Euren Rang und Euren Stand; aber hier seid Ihr nur ein übermüthiger Störenfried, der sich untersteht, mein Eigenthum zu verletzen! Weicht zurück, Sir!"

„Ha!" rief Sidney, von Zornesgluth übermannt. „Da ist der ehrlose Dieb, der es wagte, das Haus eines Pairs zu beschimpfen. Mit meinen Zähnen will ich den Ehrenräuber zerfleischen."

Heinrich streckte ihm ruhig seinen Degen ent-

gegen, und sprach: „Weicht zurück, oder schlagt Euch mit mir! Ihr sollt einen Gegner finden, der Euch zu schaffen machen wird! Nehmt Euren Degen, Mylord!“

„Ich schlage mich nur mit Meinesgleichen!“ entgegnete Sidney stolz. „Hollah, eine neunsträhnige Katze herbei für den Rücken dieses ehrlosen Mannes! Bindet ihn an den großen Mast und floggt ihn!“

„Capitain Sidney, das kostet Euer Leben!“ schrie Heinrich aufflammend und schwang den Degen. Jener aber rief: „Das Gewürm unter meinem Stiefel zertrete ich; den räudigen Hund, der mir auf der Straße begegnet, schieße ich nieder! Stirb Canaille!“

Rasch zog er ein Pistol, und ehe ihn noch Jemand zu verhindern vermochte, drückte er ab.

Ein Schrei des Entsetzens erhob sich auf dem ganzen Deck des Schiffes, als diese That geschehen war. Heinrich schwankte. Die Kugel war ihm gerade in die Brust gedrungen; er sank zu Boden. Man eilte ihm zu Hülfe und war vielfach um ihn beschäftigt.

Sidney stand einen Augenblick erstarrt, als er

die Folgen seines raschen Schrittes sah; dann aber ermuthigte er sich, und mit den Worten: „In der Kajüte werde ich sie finden!“ begab er sich dahin, von mehreren seiner Begleiter gefolgt.

Elisabeth, aufgeschreckt von dem Lärmen und dem Schuß, saß, in Todesangst, halb aufgerichtet da. Als ihr Bruder eintrat, gerann das Blut in ihren Adern zu Eis; sie war keines Wortes mächtig und vermochte blos, wie zur Abwehr, ihm die Hand entgegen zu strecken.

„Mylady!“ sprach der Marine=Capitain mit kaltem Spotte; „es will mich bedünken, als sei hier kein bequemer Ort für eine Dame von so zarten Nerven; erlaubt mir, als Eurem Bruder, für Eure Wohlfahrt Sorge zu tragen und Euch an einen Ort zu bringen, der Euch in jeder Hinsicht besser zusagt.“

Er gab seinen Begleitern einen Wink; diese bemächtigten sich des Ruhebettes, worauf die Lady lag, und trugen es auf das Verdeck, ohne auf das Wimmern der Unglücklichen zu achten. Sidney ertheilte den Befehl, dasselbe sogleich in das Boot hinabzu=

lassen, und man traf Vorkehrungen, dieses Gebot zu erfüllen.

Der Wind hatte sich unterdessen verstärkt, die Fregatte durchschnitt die Fluth der Bai mit größerer Schnelle, und bald war die Spitze des Vorgebirges erreicht.

Niemand hatte sich weiter um den Neugebornen bekümmert; der Vater wurde unerwartet getödtet, und die Mutter lag ohnmächtig auf ihrem Lager, das jetzt mit großer Vorsicht in das Boot hinabgelassen wurde. Ellinor, welche sich mit dem Neugebornen in die Nebenkajüte geflüchtet hatte, zitterte bei der Stimme des Lords und wagte es nicht, ihren Versteck zu verlassen. Sie hatte nur eine Furcht, daß das Kind durch Schreien seine Gegenwart verrathen möchte; aber es blieb still, und die Kajüte wurde leer, ohne daß der Lord geahnt hätte, welche Entdeckungen er gemacht haben würde, wäre er einige Schritte weiter vorgedrungen.

Die Böte waren jetzt zum Theil wieder bemannt, und Lord Sidney ertheilte den Befehl zur Abfahrt.

Da beugte sich der Capitain des Kauffahrers über die Gallerie und rief mit fester Stimme in das Boot des Flotten=Offiziers hinab:

„Noch einmal nehme ich Gott und meine Mannschaft zum Zeugen des Friedensbruches, den Ihr begangen; jetzt weiche ich der offenen Gewalt, aber ich lebe der freudigen Hoffnung, daß Ihr Euch einst den Gesetzen beugen müßt; denn Ihr habt in meiner Kajüte geraubt, und mein Verdeck mit Blut geröthet.

„Verschont mich mit der prahlerischen Erzählung dessen, was Ihr zu thun gedenkt!“ sprach der Lord stolz. „Setzt ab, ihr Männer, und rasch dem Ufer zu, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Die Böte warfen ihre Ruder aus und steuerten dem Landungsplatze zu. Ein starker Windstoß schwellte die Segel der Fregatte und legte sie seitwärts; sie schoß jetzt rasch an dem Felsen vorüber, der ihr drohend zur Seite gestanden und ihre Fahrt so lange gehemmt hatte; das Wasser brach sich an ihrem Buge, und der glänzende Schaum flog zur Seite, bis er

sich mit dem Kielwasser mischte. In wenig Minuten war das Vorgebirge umsegelt, und die Fregatte ward von der Diehnung der aufgeregten See empfangen.

„Nehmt Euren Cours vorläufig nach der Ostspitze jener Insel!" gebot der Capitain dem Manne am Steuer, und als er in dieser Weise für den richtigen Gang des Schiffes gesorgt hatte, berieth er mit sich selbst, was er in dieser eigenthümlichen Lage zu thun habe.

Fünftes Kapitel.

Alles trug am Bord der Fregatte einen düstern Charakter; selbst die Mannschaft sah mit ernstem Gesicht auf die Offiziere, die, mit dem Capitain berathend, auf dem Steuerbord des Quarterdecks standen.

„Wir sind also einig in unsern Ansichten," sprach der Capitain. „Wenn auch der Befrachter des Schiffes gestorben ist, so haben wir doch die von ihm uns anvertraute Ladung am Bord, und wir müssen sie dem Orte ihrer Bestimmung zuführen; wir segeln also nach Westindien."

„Nach Westindien!" antworteten beistimmend die Offiziere.

„Unser längerer Aufenthalt an dieser Küste wäre gefährlich gewesen, da uns keine Vertheidigungs=mittel zu Gebote stehen, und in jenen traurigen

Augenblicken Gewalt vor Recht ging. Aber der Frevel, der an uns begangen worden ist, schreit um Gerechtigkeit, und man wird sie uns nicht weigern. Ich habe eine Klageschrift aufgesetzt, und denke auf unserer Reise bei Madeira anzulaufen, von wo aus ich sie nach England absenden werde. Sind meine Offiziere damit einverstanden?"

„Einverstanden!" war die Antwort.

„So folgt mir in die Kajüte, um den Inhalt jener Schrift zu hören, und sie durch eure Namens-Unterschrift für richtig anzuerkennen."

Die Offiziere folgten ihrem Capitain, und als sie sich ihrem Range nach gesetzt hatten, ward das betreffende Actenstück verlesen. Nachdem es Alle vernommen, wurde es bereitwillig unterzeichnet.

Wir sind mit unserm ersten Geschäft zu Ende, ihr Herren!" fuhr der Capitain darauf fort. „Jetzt zu unserm zweiten. Ein Mann, der sich für die Dauer einer Reise unter meinen Schutz gestellt hat, der durch Umstände, deren Erörterung nichts zur Sache thut, verhindert ward, mir seinen wahren

Namen zu nennen, den ich aber, während der kurzen Zeit unserer Bekanntschaft, bereits in einem hohen Grade achtete, ist auf unserm Verdecke meuchlerisch erschossen worden. Das Gesetz wird einst diesen Mord rächen. Wir aber dürfen nicht unsere nächste Pflicht versäumen; diese ist, die sterblichen Ueberreste jenes Unglücklichen zu begraben. Ach, wir können nicht sagen, begraben; denn es wäre nicht rathsam, nach der Küste von England zurückzukehren, um die Leiche in geweihter Erde zu begraben. So bleibt uns denn nichts weiter übrig, als sie in die Tiefe des Meeres zu versenken, und daß dies mit der möglichsten Feierlichkeit geschehe, sei Eurer Fürsorge übertragen, Herr Ober=Steuermann. Morgen früh, mit Sonnen=Aufgang, wollen wir dies traurige Geschäft vollbringen! Guten Tag, ihr Herren!"

Am andern Morgen bot das Verdeck der Fregatte einen ernsten Anblick dar. Die Segel waren zum Theil in die Gei gestellt, zum Theil gegen den Wind gebraßt, so daß das Schiff mitten im Wogengange der spanischen See stille stand. Die Staats=

flaggen wehten von den Masten und von der Gaffel; aber zum Zeichen der Trauer waren sie nur auf halber Stange gezogen. Am Steuerbord des Mitteldecks war der Reiling weggenommen worden, und zwei starke Bretter waren, mit den Enden über das Schiff wegragend, quer darüber gelegt. Auf diesen Brettern ruhte der Leichnam des Ermordeten; er war sauber gekleidet; die Arme hatte man mit Stricken an den Körper festgebunden, und die Beine wurden in gleicher Weise zusammengehalten. An den Füßen waren mehrere schwere Gewichte befestigt worden, damit der Leichnam, wenn er den Meeresspiegel berührte, desto schneller in die Tiefe hinabsinken möge. Er war mit der Staatsflagge zugedeckt, und zwei Matrosen hielten, der eine zu Häupten, der andere zu Füßen, die Todtenwache.

Jetzt erschien der Capitain mit seinen beiden Steuerleuten auf dem Quarterdeck und trat an das Kopfende der Leiche; von dem Vorderdeck her erschien der Bootsmann mit den Matrosen und stellte sich den Oberoffizieren gegenüber.

Jetzt wurde die Schiffsglocke geläutet und drei Kanonen, in dem abgemessenen Zwischenraum einer Minute, abgefeuert. Der Capitain entblößte das Haupt und betete mit lauter Stimme das Vater-Unser.

„Amen!" fielen die Uebrigen am Schlusse des heiligen Gebetes ein.

„Meine Freunde!" begann der Capitain auf's Neue, „hier haben wir die Leiche eines Mannes vor uns, der noch vor Kurzem in der Fülle der Gesundheit einherging. Die Kugel eines Mörders ist in sein Herz gedrungen. Die weltlichen Gesetze mögen diesen Mord rächen; aber als ein Christ nehme ich für den Todten das Wort und spreche Vergebung über seinen Mörder aus. Und nachdem ich für ihn diese Pflicht erfüllt habe, mag er in Frieden dahin fahren. Gott der Allmacht und der Gnade! Wir übergeben diesen Leichnam dem feuchten Wellengrabe. Auf seinem Todtenhügel wird niemals eine Blume blühen, oder ein Denkstein sich erheben; aber die Gnade des Herrn wird mit ihm sein und ihn einst

mit allen Andern, die in geweihter Erde ruhen, von den Todten auferwecken und in sein himmlisches Freudenreich einführen; darum bitten wir Dich, Vater im Himmel, um Deiner ewigen Gnade und Barmherzigkeit willen. Und nun, gute Nacht, edler Freund, gute Nacht und ein ewiges Fahrewohl!"

Auf einen Wink des Capitains wurden die Bretter, worauf sich die Leiche befand, empor gehoben, und sie rollte von denselben in die Tiefe des Meeres hinab. Die Schiffsglocke läutete abermals, und drei Kanonenschüsse beschlossen die einfache Ceremonie.

Gleich nachher wurden die Flaggen abgenommen, die Segel wurden wieder vollgebraßt, und das Schiff steuerte seinen gewöhnlichen Cours.

Der Capitain ging in die Kajüte hinab, und hier trat ihm die tiefbetrübte Ellinor mit verweinten Augen entgegen.

„Wohin führt Ihr uns, Capitain?" fragte die treue Dienerin mit unterdrücktem Schluchzen.

„Dorthin, wo ich von Anfang an hinbeordert wurde, nach den holländisch-westindischen Colonien.“

„Um Gott, Herr! könnt Ihr denn nicht mich und die arme Waise auf englischem Boden lassen?“

„Es wäre Gefahr für Euch und uns dabei, jetzt dahin zurückzukehren. Ihr begleitet uns nach Westindien; dort liefere ich die mir anvertrauten Güter ab, und wenn dieses geschehen ist, kehre ich mit der ersten sich darbietenden Fracht nach Hamburg zurück, wohin Ihr uns begleitet. Dort wird sich irgend ein Ort finden, wo Ihr in Ruhe und Frieden Euch mit der Erziehung dieses armen Kindes beschäftigen könnt.“

„O der armen, armen Waise, die kaum das Licht der Welt erblickte und schon ganz allein steht!“ klagte Ellinor. „Sagt mir, Herr, hat jener Wütherich, so wie den Vater, auch die Mutter gemordet?“

„Ich kann bezeugen, daß sie lebend in das Boot hinabkam,“ war die Antwort des Capitains. „Aber sie war krank und schwach, und ich möchte es nicht mit einem Eide bekräftigen, daß sie es lebend wieder verlassen hätte. Doch ich komme eben hierher, um

mich in Gemeinschaft mit den Offizieren über das Schicksal dieser armen Waise zu berathen, darum seid so gut, Euch in die Nebenkajüte zurückzuziehen."

Ellinor ging, und bald darauf erschienen die beiden Steuerleute der Fregatte, begleitet von dem Bootsmann, der als Vertreter des Vorderdecks eigends hierher beschieden war. Der letztere war ein kräftiger, sturmkalter Seemann, von einer athletischen Figur und mit einer wettererfahrnen Physiognomie; ein Bornholmer, mit Namen Sörensen, der von Jugend auf die See bedient hatte und sich um die Reize des Festlandes wenig oder gar nicht kümmerte. Er war einer jener kühnen Männer, die unerschrocken von Spitzbergen nach Bombay fahren, aber eine gewisse Aengstlichkeit verrathen, wenn sie durch die enggebauten Straßen eines Küstenstädtchens schreiten müssen. Er war streng und unermüdet im Dienst, ein Mann von wenigen Worten, aber im Besitz jenes scharfen und treffenden Humors und jener tiefen Empfindung, die das legitime Eigenthum der nordischen und deutschen Seeleute zu sein scheint.

„Wir sind hier abermals versammelt, um uns mit einer wichtigen Angelegenheit zu beschäftigen,“ redete der Capitain seine Offiziere an. „Diesmal gilt es das Schicksal der armen Waise, die am Bord dieses Schiffes geboren ist. Ich habe über diese Geburt ein Protocoll aufgenommen, und meine Offiziere werden es durch ihre Unterschrift bestätigen. Wem gehört dies Kind fortan? Wir kennen die Aeltern nur unvollkommen; nicht mehr oder weniger, als der Seemann die Passagiere kennt, die sich in seinen Schutz begeben. Die Papiere, die der Ermordete hinterließ, sind von mir geprüft worden, und ich lege sie euch zur Einsicht vor. Wir ersehen daraus den Namen und den Geburtsort desselben, so wie auch darin der Stand seines Vermögens genau angegeben ist. Es besteht, außer den Waaren, die wir verladen haben, nur in Contanten, die mir in Verwahrsam gegeben sind. Jetzt hört mich aufmerksam an, ihr Herren! Ihr habt gesehen, wie man die Armen verfolgte, die wir nicht dem Verderben entreißen konnten. Wird nicht das Schicksal dieses

Kindes dasselbe sein, wenn es unter dem Namen des Vaters in der Welt erscheint, und seine mächtigen Verfolger sein Dasein erfahren, von dem sie jetzt noch nichts ahnen? Darum ist mein Vorschlag, alle Papiere, die sich auf das Schicksal dieses Kindes beziehen, bei irgend einem Gerichte zu deponiren, so daß sie ihm erst ausgehändigt werden, wenn er mündig geworden ist. Bis dahin wachse er unbefangen heran, ohne seine Herkunft zu kennen; dies scheint mir der beste Weg zu sein, um einer Gefahr für ihn vorzubeugen.

Der Capitain hielt inne; die Offiziere pflichteten der Ansicht ihres Chefs bei und erklärten sich bereit, in dieser Angelegenheit nach seiner Anweisung zu verfahren.

„Das Kind bedarf die Weihe der christlichen Taufe; wir wollen sie an ihm vollziehen, nach Schiffsgesetz, da kein Geistlicher am Bord ist. Seine Wärterin, Ihr, Herr Ober-Steuermann, und Ihr, Bootsmann Sörensen, sollt die Pathen sein.“

Der Steuermann verbeugte sich zum Zeichen

der Einwilligung, und Sörensen sagte: „Gewiß will ich der Pathe des Jungen sein, und wenn er nur etwas von dem Geiste des Elementes in sich spürt, auf dem er geboren ist, so seid versichert, daß ich einen so tüchtigen Seemann aus ihm machen will, als jemals einer zwischen den Planken eines guten Schiffes gehaust hat."

„Hiermit wären wir in Ordnung," fuhr der Capitain fort, „und haben jetzt nur nöthig, uns um einen Namen für unsern Schützling zu bekümmern. Den Vornamen anlangend, so mag er den seines Vaters führen, das wird keinen Verdacht erwecken. Aber wer weiß einen schicklichen — ach, ich kann nicht sagen, Familiennamen?"

„Man legt den auf der See gebornen Waisenkindern sonst gewöhnlich den Namen des Schiffes bei, auf welchem sie zur Welt gekommen sind," sagte der Unter-Steuermann.

„Diesem Gebrauche können wir dieses Mal nicht folgen," antwortete der Capitain, „da das Schiff den Vornamen einer Dame führt, die Zeugin bei

der Taufe desselben war. Wir wollen die Wahl dieses Namens den Pathen überlassen. Was sagt ihr, Männer?"

Der Ober-Steuermann war bereit, dem Kinde seinen eignen Namen zu geben; der Bootsmann unterbrach ihn:

„Mit Verlaub, Herr; der Junge muß einen Namen kriegen, der sein Schicksal einigermaßen bezeichnet. Käme es blos auf einen Namen an, so solltet Ihr unter allen Namen meiner Bornholmer Verwandten die Auswahl haben. Es ist ein armes Kind, liebe Herren, von Allen verlassen, bevor es noch zum ersten Male die Sonne gesehen hat. Darum nicht den Namen meines ehrenwerthen Vordermannes im Range für ihn, sondern einen andern. Es muß etwas Erquickendes für ihn darin liegen, wenn er sich bei demselben rufen hört, und er muß ihn gern hören."

„Aber, was soll das für ein Namen sein, mein Junge?"

„Ich meine so, Capitain! Der arme Teufel, wenn er groß werden und zur Vernünft kommen wird, hat nichts auf der Welt, woran er sich halten kann. Er hat keine leiblichen Angehörigen, und wenn wir, seine Pathen, sterben, auch keine Freunde mehr. Es muß aber etwas in dem Menschen sein, woran er zu jeder Stunde seine Freude hat, woran er in unglücklichen Tagen mit Heiterkeit denken kann, damit er in Geist und Gemüth ruhig bleibe. Nun nehme ich an, daß dieser Junge, der auf offener See geboren und von Seeleuten getauft worden ist, nichts Anderes werden wird, als ein Seemann. Und was ist der Trost eines Seemannes, der nichts kennt, als das ihm befreundete Element, und nichts kennen will, als das Brausen von Wind und Wetter? Das Schiff, Herr, was ihn trägt, und die Flagge, worunter er fährt. Nun habt Ihr schon gesagt, daß es mit dem Schiffsnamen nichts ist, so bleibt ihm nur die Flagge zu seinem Troste übrig, und ich schlage vor, daß wir ihn Heinrich Flaggentrost nennen."

„So sei es!" erwiederte der Capitain, „und

mit dem Untergange der Sonne wollen wir die heilige Ceremonie vollziehen.“

Zum zweiten Male gewährte an diesem Tage die Fregatte einen feierlichen Anblick, diesmal aber trug sie den Charakter der Fröhlichkeit. Die Staatsflaggen wehten hoch von den Toppen der Maste, und die Segel, vom frischen Winde geschwellt, trieben das Schiff in fliegender Eile durch die leicht erregten Wellen. In der Mitte der Quarterdecks stand ein mit bunten Decken verzierter Tisch, worauf sich ein silbernes Becken mit dem Taufwasser befand. Hinter demselben stand der Capitain und vor ihm Ellinor, die das ruhig schlummernde Kind in ihren Armen hielt. Der Unter-Steuermann stand, nach Schiffsgebrauch, dem Capitain zur Seite, und die beiden männlichen Pathen rechts und links vom Kinde. Die Matrosen bildeten um diese Gruppe einen Kreis.

„Wir sind hier abermals zu einem christlichen Werke versammelt,“ sprach der Capitain, „doch dieses Mal zu einem fröhlichen, das uns viele Hoffnungen

verheißt. Eine arme Waise ist zwischen unsern Planken, inmitten der stürmischen See, geboren, und muß nach dem Gebrauche frommer Christen die heilige Taufe empfangen. Kraft der mir am Bord dieses Schiffes verliehenen Gewalt und des mir zustehenden Rechtes, gedenke ich, in Abwesenheit eines Geistlichen und unter dem Beistande Gottes, diese Pflicht zu üben."

„Thut also, Capitain!" sprach Sörensen.

„Im Namen des Herrn, der uns Allen ein Vater ist, sprechen wir ein gläubiges Gebet und bitten Gott, daß er auch diesem Kinde, das als eine Waise zur Welt gekommen ist, ein Vater sein will. Ich flehe ihn an, über die Tage dieses Kindes zu wachen, wenn ihrer viele sind, und ihn in seine Vaterarme zu nehmen, wenn ihm nur eine kurze Lebensdauer verheißen ist. Und nun ich, seines künftigen Wohles eingedenk, diesen Wunsch ausgesprochen habe, bedenke ich das Gegenwärtige, und frage Euch, die versammelten Zeugen, ob es euer fester und rechter Wille ist, daß ich diesen Knaben nach christlicher

Weise taufe, und ihm die Namen beilege, welche wir für ihn gewählt haben?"

„Ja!" antworteten die Zeugen.

„So möge denn nach euren Willen geschehen."

Der Capitain benetzte drei Mal die Stirn des Säuglings mit dem heiligen Wasser, und sagte dann mit großer Feierlichkeit: „Ich taufe dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und nehme dich auf in die Gemeinschaft der Christen, damit du der Glückseligkeit theilhaftig werdest, die uns von Dem geschenkt worden ist, der am Kreuze für uns duldete und starb; ich taufe dich als einen Sohn des Meeres, und gebe dir den Namen Heinrich Flaggentrost, hoffend und wünschend, daß die Gnade und der Trost des allmächtigen Gottes mit dir sein mögen, zeitlich und ewig!"

„Amen! Amen!" fielen die Taufzeugen und alle Uebrigen ein, und die feierliche Handlung war vorüber.

„Tragt jetzt den kleinen Flaggentrost unter Deck Frau Ellinor," sprach der Capitain, „und fahrt fort,

ihm eine treue Wärterin zu sein. Ihr aber, Unter-Steuermann, öffnet die Thüre Eurer Bullerei, und gebt heraus mit vollen Händen, denn zu einer fröhlichen Kindtaufe gehört ein reichlicher Schmauß, und ich kann nicht dulden, daß sich die Pathen und Zeugen mit trocknem Munde entfernen."

Bald war eine muntere Fröhlichkeit durch das ganze Schiff verbreitet, an dessen Bord im Laufe eines Tages zwei so denkwürdige Ereignisse stattgefunden hatten.

Sechstes Kapitel.

Wir haben jetzt ein kurzes Kapitel vor uns, worin ein langer Zeitraum zu durchwandern ist. Die Begebenheiten vieler Jahre drängen sich auf wenige Seiten zusammen, bis dann der Faden ruhiger weiter gesponnen werden darf.

Der Capitain der Hamburger Fregatte, dem der unglücklich Gemordete sich und seine Gattin anvertraut hatte, war ein überaus redlicher Mann, der die ihm von dem Geschick — wir mögen nicht sagen Zufall — übertragene Mission mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllte. Dem Versprechen gemäß, das er seinen Offizieren gab, lief er mit dem Schiffe bei Madeira an, und sandte von hier aus seine Klageschrift nach England. Doch müssen wir hier gleich von vorne herein berichten, daß dieselbe durch einen treulosen Geschäftsführer entweder unterschlagen wurde,

oder daß sie, den Ort ihrer Bestimmung erreichend, gar keine Berücksichtigung gefunden hat, nach dem Sprichworte von der Krähe und den Augen; denn niemals hat der Capitain etwas von dem Verlaufe jener Sache erfahren. Bald darauf — nach zwei Jahren — starb er in der Havannah am gelben Fieber, seine beiden Steuerleute hatten das Schiff verlassen, um einer anderen Bestimmung zu folgen, und von den Offizieren jener Zeit blieb nur noch der Bootsmann Sörensen übrig, der nach den gerichtlichen Angelegenheiten nicht weiter fragte, und sich um seinen Pathen nur bekümmerte, wenn er binnen Landes war.

Von Heinrich Flaggentrost wollen wir reden. Das Hamburger Schiff, an dessen Bord sich der verlassene Säugling befand, ging von Madeira weiter nach Demerara. Es gelang, die in dem Schiffe befindlichen Güter, welche zu dem Vermögen des Neugebornen gehörten, zu überaus günstigen Preisen zu verkaufen, und bald kehrte das Schiff mit einer neuen Fracht nach Europa zurück. Glücklich erreichte

es die Mündung der Elbe und Hamburg. Ellinor, die bis dahin mit dem Neugebornen ihre Kajüte nur selten verlassen hatte, wurde jetzt an's Land gebracht und fand eine gütige Aufnahme in der Familie des Capitains. Jetzt, zur Ruhe gekommen, überlegte man den Stand der Dinge genau. Man wurde darüber einig, daß Heinrich nicht nach England gebracht werden, sondern, auf einem deutschen Schiffe geboren, für einen Deutschen gelten sollte. Sein Vermögeu war nicht bedeutend, doch reichte es vollkommen aus, um ihm eine gute Erziehung zu geben, und eine Summe zurück zu legen, die groß genug war, um ihm in Zukunft die Errichtung eines bürgerlichen Geschäftes vielfach zu erleichtern. Sobald diese Pläne die Genehmigung der dabei Betheiligten erhalten hatten, beschäftigte man sich mit der Ausführung derselben, und bald war die Zukunft des kleinen Flaggentrost vollkommen sicher gestellt. Die Geschichte seiner Herkunft und seiner Eltern wurde mit kurzen, aber deutlich ausgedrückten Worten zu Papier gebracht, dazu gesellte man sämmtliche

Documente und Schriften, die sich in dem Nachlasse des Vaters gefunden hatten, und dies Alles wurde an hoher Gerichtsstelle mit der Clausel deponirt, daß Heinrich, bei Erlangung seiner Volljährigkeit, zugleich mit seinem Vermögen, dieselben erhalte; es blieb ihm dann selbst übrig, ob er mit seinem Loose zufrieden sein, oder seine etwaigen Ansprüche und Rechte aufsuchen und geltend machen wollte.

Heinrich verlebte eine sehr glückliche Jugend. In der Pensions-Anstalt, wo er Aufnahme gefunden hatte, wurden die Zöglinge wie Kinder vom Hause behandelt; alle unnöthige Härte und Strenge, jeder dumpfe Ernst und alle unerquickliche Pedanterie waren verbannt, die Kinder lernten spielend und spielten lernend.

Bootsmann Sörensen hatte auf seinen Pathen ein stets wachsames Auge. Er liebte das Kind so sehr, als ob es sein eignes gewesen wäre; und nie kehrte er von einer großen oder kleinen Reise zurück, ohne daß er sich sorgsam nach ihm erkundigte, ihm irgend eine Seltenheit aus fremden Ländern mit-

brachte; ihm schließlich aber einprägte, daß alles Heil der Welt in den Stand des Seefahrers zusammen gedrängt sei, und es nichts auf Erden gäbe, was mit der Lieblichkeit desselben verglichen werden könne.

So kam nun die Zeit heran, wo Heinrich die Schule verlassen sollte. Es traf sich so glücklich, daß Bootsmann Sörensen eben damals, kürzlich von einer längern Reise zurückgekehrt, noch am Lande verweilte. Sowohl bei der ehrenvollen Entlassung des Knaben aus der Schule, als auch bei seiner Einsegnung in der Kirche ad Sanctum Jacobum war der Bootsmann gegenwärtig, und mit nicht geringer Spannung wartete er das Ende der Ceremonien ab, da bei deren Schlusse Heinrich völlig frei war, und sich unumwunden über die Wahl seines künftigen Berufes aussprechen konnte.

War es nun eine wirklich angeborne Neigung für das stets wogende Element, dessen Aufruhr den Seemann nicht in seiner Ruhe stört, und dessen Ruhe ihn in Bestürzung versetzt, oder hatten die verführerischen Schilderungen des Bootsmanns das ihrige

dazu gethan, genug, Heinrich entschied sich mit großer Bestimmtheit für den Stand eines Seefahrers und begehrte, sobald als möglich, seinem neuen Berufe zugeführt zu werden.

Bootsmann Sörensen, der bei dieser Aeußerung gegenwärtig war, konnte seine Freude nicht unterdrücken; er stieß ein lautes Hurrah aus, warf seine Mütze bis an die Decke des Zimmers, und rief mit überströmendem Gefühl:

„Das war ein Wort, Junge, das nie ein Gefühl von Uebereilung und Reue in dir erwecken wird. Du kommst hinaus auf ein vielbewegtes Element, das dich in seiner Unruhe doch stets freundlich wiegt, und dich sanft schlafen läßt, mit einem gesunden Körper und einem guten Gewissen. Weißt du nicht, daß deine wackere Erzieherin, Frau Ellinor, dir denselben Rath vielfach gegeben hat? Nun, sie schläft jetzt auch schon in Ruhe und Frieden. Gott helfe ihr! Sie hatte den richtigen Begriff von der Bedeutung und Würde eines Seemanns und hätte können die Frau eines tüchtigen Bootsmanns werden."

„Die gute Frau Ellinor!“ sagte Heinrich weich, in Erinnerung versunken. „Ich erinnere mich ihrer noch sehr wohl. Sie war stets so zärtlich für mich besorgt, und ich habe sie wie eine Mutter geliebt.“

„Das war brav, mein Junge, und es ist zu wünschen, daß du in derselben Weise fortfährst an sie zu denken; denn der Stand eines Seemannes schließt die Empfindung der Dankbarkeit nicht aus, und es ist nicht nothwendig, daß er stets sprudele und schäume, wenn Sturm und Wellen um ihn toben und wüthen. Kaltes Blut, mein Söhnchen, ist die herrlichste Eigenschaft eines guten Matrosen. Herz warm, Kopf kühl, ist eine schöne Regel für die ganze Lebenszeit.“

„Ich will mich stets redlich bemühen, diese guten Lehren zu befolgen.“

„Du wirst wohl daran thun, mein Junge, und stets in deinem Herzen einen guten Ankergrund finden. Aber ist es dann wirklich dein Ernst und möchtest du sobald als möglich auf die offene See hinaus?“

„Ich halte dafür, Pathe Sörensen, wenn man

wirklich etwas thun will, so soll man auch nicht säumig sein. Aber warum fragt Ihr mich noch ein Mal darum? Wüßtet Ihr vielleicht eine Gelgenheit für mich?"

„Hurrah! Ja wohl, mein Junge! Eine Gelegenheit, so schön, wie du sie dir irgend wünschen kannst, und mit mir auf einem und demselben Schiffe; denn das versteht sich nun wohl von selbst, daß wir uns nicht eher wieder trennen, bis diese Knochen morsch zusammen brechen, und Bootsmann Sörensen entweder von einem Hai gefressen, oder an irgend einer Seeküste begraben wird. Aber du sollst nicht flennen, Junge! Ein Seemann und weinen! Wie schickt sich das? Wenn ich es noch ein Mal sehe, fluche ich alle tausend Donnerwetter vom Himmel herunter und ziehe meine Hand von dir."

Vater Sörensen bemerkte nicht, daß in dem Augenblicke, wo er seinem Zögling diesen Vorwurf machte, seine Augen selbst im klarsten Wasser schwammen, und mit einem Gemisch von tiefer Rührung und erkünsteltem Zorn nahm er Heinrich bei der

Hand und ging mit ihm nach dem Hafen, um ihm das Schiff zu zeigen, auf welchem er seinen Dienst beginnen sollte: „Das heißt, mein Junge, den Dienst von unten auf. Ein ächter Seemann muß von vorn durch die Klüse auf's Verdeck kriechen, und Alles durchmachen, was er von dort auf seinem Wege zum Quarterdeck vorfindet. Du kannst niemals als Steuermann mit Ehren dein Loggbuch führen, wenn du nicht vorher als ein tüchtiger Matrose dein Kabelgat kennen gelernt hast. Das sind die vornehmen Kaufmannssöhne und die verwöhnten Capitains-Jungen, die gleich durch die Kajütsfenster in das Schiff springen, und nach ihrer ersten Reise als Spielvogel den Offiziersrock anziehen! Gott schütze jeden redlichen Seemann davor, unter den Befehlen eines solchen Burschen zu stehen. Aber komm an Bord, mein Junge."

Ein einziger Federzug umfaßt jetzt eine lange Reihe von Jahren. Wir haben den kleinen Heinrich Flaggentrost als Neuling an Bord eines Schiffes gehen sehen, das Zeuge seines ersten Ausfluges

werden sollte, und sehen ihn jetzt, als einen blühenden, kräftigen jungen Mann, wie er als Ober-Steuermann an Bord eines Dreimasters von Süd-Amerika zurückkehrt. Der Capitain desselben ist während der Reise gestorben, und Heinrich Flaggentrost hat, unter dem Beistande seines unzertrennlichen Freundes Sörensen, dasselbe nach Europa zurückgebracht.

Es fand sich, daß die Eigenthümer des Schiffes, sowohl mit der Leitung, als mit der Geschäfts-Umsicht des jungen Steuermannes so sehr zufrieden waren, daß sie ihm die Führung ihres Schiffes auch ferner überließen, unter der Bedingung, daß er den Antheil, den der verstorbene Capitain am Schiffe gehabt habe, sich als Eigenthum erwerbe. Es zeigte sich bald, daß Heinrichs Vermögen mehr als hinreichend war, um diese Forderung zu erfüllen; er verlangte, da er bereits großjährig war, die Auslieferung desselben, empfing sein Eigenthum, worunter sich auch die über seine Herkunft sprechenden Papiere befanden, und sah sich bald darauf als Miteigenthümer und

Capitain des Hamburgischen Dreimasters, der den stolzen Namen „Adolf von Schauenburg" führte, von glückwünschenden Freunden umgeben.

Als sich Alle wieder entfernt hatten, und der junge Capitain, seines Glückes voll, allein in der Kajüte stand, trat Bootsmann Sörensen ein, dessen noch ungebeugtes Haupt von einer Reihe silberner Locken umgeben war. Er verbeugte sich in etwas unbeholfener Weise und sagte mit gewaltsam unterdrückter Bewegung: „Erlaubt mir eine Frage, Capitain. Ich irre vielleicht; aber ich glaube, Ihr braucht am Bord Eures Schiffes einen tüchtigen Bootsmann, der sein Werk versteht und dem Ihr vertrauen könnt. Wenn ich Euch daher genehm bin . . ."

„An mein Herz, du treuester Freund!" rief Heinrich laut. „Meine heiligste Pflicht ist, dir zum Dank für deine Liebe dein Alter zu verschönen, und mir zur Rechten wird fortan der dir gebührende Platz sein."

Aber Sörensen wich bescheiden vor der Umar-

mung des dankbaren Jünglings zurück: „Nicht also, Herr! Denn das seid Ihr jetzt, und einem Seemanne ist nichts heiliger und nothwendiger zugleich, als der Respect, den seine Untergebenen ihm beweisen. Der Capitain in seiner Kajüte ist eben so angesehen, als der König auf seinem Throne. Ich bleibe Offizier Eures Kabelgat's und nichts weiter. Wenn wir einmal, wie jetzt, uns allein treffen, mag es hingehen, daß Ihr mich Vater Sörensen nennt, und ich will mein Pathchen auch nicht vergessen; sonst aber, Herr, heiße ich schlichtweg Bootsmann Sörensen, und Ihr seid mein Capitain, der mich herunter fuchteln kann, ohne daß ich mucksen darf. So verlangen es Schiffsgesetz und Schiffsordnung, und darin muß sich sogar der Groß-Admiral der englischen Flotte finden, der doch ein königlicher Prinz ist. Dies ist die einzige Bedingung, unter welcher ich bleibe, und es fragt sich jetzt, ob Ihr darauf eingehen wollt?"

„Ich will! ich will!" rief Heinrich mit überwallendem Gefühl. „Es sei so, wie du gesagt hast; denn es scheint mir, daß von dir sich trennen eben

so viel hieße, als den Weg der Wahrheit und des Rechtes verlassen."

Der alte und der junge Seemann umarmten sich mit tiefer Rührung, und auf's Neue ward der Bund zwischen beiden bis an das Lebensende geschlossen.

Siebentes Kapitel.

Ein trüber Morgen senkte seine regenschwangeren Wolken auf die hochgehenden Wellen des atlantischen Oceans herab. Auf denselben wiegte sich der Hamburgische Dreimaster „Adolf von Schauenburg,“ der unter dichtgerefften Sturmsegeln dahin schoß, und steuerte der Insel Madeira zu, deren himmelhohe, schneebedeckte Gipfel auf Secunden sichtbar wurden, wenn der pfeifende Wind den Wolkenmantel auseinander riß. Das Schiff war übel zugerichtet worden; der Besanmast und das Bugspriet fehlten, und die gesammte Tackelage befand sich in der größtmöglichsten Unordnung.

Der junge Capitain stand auf dem Quarterdeck und sah trüben Blickes auf die Zeichen der Zerstörung, die ihm überall entgegen traten; sein

Wunsch war gewesen, noch im Laufe des Jahres das ferne Indien zu erreichen, ein Land, das er noch nie betrat, das aber seine erglühte Phantasie mit jedem nur erdenklichen Zauber ausgestattet hatte. Aber statt sich von den geheimnißvollen Wellen des heiligen Ganges tragen zu lassen, strebte er jetzt in nothgedrungener Eile der Bai von Funchal zu, um seinem Schiffe und seinen Leuten Ruhe zu gönnen und das Zerstörte wieder herzustellen. Das Land trat in immer schärferen Umrissen an dem Horizont hervor; man konnte bereits Einzelnes an den hochgelegenen Ufern unterscheiden, und bald öffnete sich die Bai von Funchal, dieser „Diamant von Madeira," den sehnsüchtigen Blicken der seemüden Matrosen.

Der Capitain riß sich fast gewaltsam aus seinem Hinbrüten auf und wandte sich rasch der Vorsicht erheischenden Gegenwart zu. Er ging das Verdeck einige Male auf und ab, sein Gang war leichter, elastischer; dann stand er stille und rief mit voller Stimme: „Bootsmann Sörensen!"

„Allstunds! Herr!" antwortete dieser und folgte

dem an ihn ergangenen Rufe: „Was habt Ihr mir zu befehlen?“

„Wir nähern uns jetzt dem Ankerplatze; in wenigen Stunden ist er erreicht. Habt Ihr Alles in Bereitschaft gesetzt?“

„Meine Leute halten sich tüchtig heran, Herr! In wenigen Augenblicken ist Alles gethan; der Anker kann fallen, wenn er soll.“

„Es ist gut, mein Freund. Ich sollte eigentlich froh sein, daß wir der drohenden Gefahr wenigstens theilweise entgangen sind und Schiff und Mannschaft geborgen werden; aber ich bin es nicht.“

„Ihr seid verdrießlich, Herr, daß Gottes Allmacht Euch gezwungen hat, Euren Cours zu verändern, und eine Reise aufzugeben, von der Ihr Euch so viele Freude und so großen Vortheil versprochen habt.“

„Es ist nicht das, Vater Sörensen. Mein Trübsinn ist ohne Quelle. Ich könnte sagen, diese Bai gefällt mir nicht; aber auch das wäre falsch.“

„Das kann es auch nicht sein, Herr; denn diese Bai ist einer der reizendsten Punkte der Erde, die

Alle, welche sie sehen, in Entzücken versetzt; und Ihr müßtet ein absonderliches Gemüth haben, wenn Ihr allein vor einem Gegenstande zurückschrecktet, der allen Andern große Freude macht."

„Da hast du es! Mich bezaubern diese schönen Landschaften nicht, die jetzt immer deutlicher an der Küste hervortreten; mir scheint es eine buntgeringelte Schlange zu sein, die in allen sieben Farben des Regenbogens glänzt und vom scharfen Gifte angeschwollen ist; ich werde sie berühren, und sie wird mich verwunden; ich habe eine ängstliche Furcht vor diesen Küsten."

Der Bootsmann sah seinen Capitain mit dem Ausdruck der Mißbilligung an und sagte: „Herr, es ist . . . Nein, mit Verlaub, ich muß einmal wieder mit Euch sprechen, wie es der Pathe Sörensen mit dem kleinen Heinrich Flaggentrost so oft gethan hat.... Tausend Mal habe ich es gesagt, der Mann soll nicht von eingebildeten Gefahren träumen, die seine Vernunft verwirren, ohne daß er etwas Festes und Bestimmtes vor sich sieht, woran er sich wieder

emporrichten kann; alles Nebeln und Schwebeln ist nichts nütze, weder zur See, noch am Lande. Fahrt Ihr aber mit Eurer Einbildungskraft immer im Nebel spazieren, dünkt Euch jede Welle ein Felsenriff, und jeder Windstoß ein Orkan; wo bleibt dann die klare Besonnenheit in dem ernsten Augenblicke der wirklichen Gefahr? Muth gefaßt, Herr! Die Luft ist hell und der Ankergrund gut; im Uebrigen aber nichts für ungut wegen meiner Dreistigkeit; ich will jetzt gehen und nach dem Anker sehen."

Der Capitain sah ihm nach und sprach vor sich hin: „Der Alte hat Recht; ich kann aber doch meiner Stimmung nicht gebieten und die innere Angst vernichten; aber ich will ihr als Mann entgegen treten und den Feind, dem ich nicht ausweichen kann, mit Ernst bekämpfen."

Die Fahrt ging ungestört weiter; ein Lootse kam an Bord und übernahm die Verantwortlichkeit, das Schiff an einen sichern Ankerplatz zu bringen. Nach Verlauf von einigen Stunden lag das Schiff inmitten der Bai von Funchal, umgeben von einer

paradiesischen Gegend vor Anker. Heinrich schwelgte in dem Reichthum der Naturschönheiten, die sich ihm hier in all' ihrer Pracht und Herrlichkeit zeigten, und der stete Anblick derselben stärkte ihn so sehr, daß seine trübe Stimmung nach und nach verschwand und einer milden Freundlichkeit Platz machte. Zur Freude seines alten Bootsmannes wurde er gesprächiger, mittheilender; er beschränkte sich nicht blos auf das Nothwendige der Geschäfte, sondern gab auch der Zerstreuung, dem Genusse Raum. Vorzüglich interessirte ihn der östliche Theil der reizenden Landschaft, der sich mit jedem Morgen einladender vor seinen Augen ausbreitete, und da die nur langsam fortschreitende Ausbesserung seines Schiffes ihm hinreichende Zeit gab, so überließ er seinem Bootsmanne den größten Theil der Geschäfte und schweifte fast den ganzen Tag von einem Punkte zum andern.

Eines Abends hatte er sich auf einem Spaziergange verspätet, und blieb in der Hütte eines Fischers über Nacht. Mit dem ersten Strahle des Tages war er bereits wieder unterweges, und gerieth in eine

malerische Felsenschlucht, an deren Ende eine Betcapelle stand. Ein Priester befand sich, Messe lesend, in derselben, und Landleute aus der Umgegend knieten andächtig umher. Erst als die feierliche Handlung vorüber war und die Menge sich zerstreute, trat Heinrich vor und stand plötzlich vor einem jungen Mädchen, die, im Glanze der Schönheit strahlend und mit der malerischen Landestracht bekleidet, einen lebhaften Eindruck auf den jungen Seemann machte. Beide standen sich einen Augenblick sprachlos gegenüber; er vermochte nicht, die Augen von ihr abzuwenden, die ihrigen wurzelten fest am Boden; es war der Moment, wo zwei Herzen, sich selbst unbewußt, den Bund für die Ewigkeit schließen.

Da erschien plötzlich die hohe Gestalt eines Fremden, mit dem Mantel der Eingebornen malerisch drapirt und einen Strohhut mit breiter Krämpe tief in das Gesicht gedrückt. Kaum sah das junge Mädchen den Fremden, als sie laut aufschrie und sich zur Flucht wendete. Heinrich regte dieses Ereigniß ungewöhnlich auf; sein Auge haftete fest auf der Jung-

frau. Diese streckte die Hand nach ihm aus und rief ihm in englischer Sprache die Worte zu: „Rette mich!“

Wie ein Blitz stand Heinrich an ihrer Seite; er ergriff ihre Hand und ging mit ihr in der von ihr bezeichneten Richtung fort; der Fremde ließ sich nicht weiter blicken; aber ehe er hinter den Felsen verschwand, machte er eine drohende Bewegung gegen Heinrich.

Die jungen Leute gingen langsam neben einander hin. Die reizende Landschaft, umspült von den Gewässern der Bai, breitete sich bei jedem Schritte mehr vor ihnen aus und zeigte stets neue Schönheiten; aber Heinrich bemerkte sie kaum, seine Seele schwelgte in einem seligen Rausche des Entzückens, und als seine junge Begleiterin ihm zuflüsterte: „Dort ist das Haus meiner Mutter!“ schrak er zusammen.

Das Haus, welches das junge Mädchen bezeichnete, war bis zur höchsten Spitze des Daches mit dem üppigsten Weinlaub bewachsen, und lag mitten in einem kleinen Gehölze von Citronen- und Orangen-

bäumen, die mit Blüthen und Früchten reich besäet waren, und es von drei Seiten einschlossen. Vor dem Eingange erhob sich ein duftendes Rosen- und Jasmingebüsch, und unter demselben saß eine freundliche Matrone.

„Meine Mutter!" flüsterte die junge Fremde ihrem Begleiter zu. „Sie wird sich freuen, Euch für den mir geleisteten Dienst danken zu können."

Mit diesen Worten ließ sie die Hand des jungen Seemannes fahren und eilte zu ihrer Mutter; es blieb Heinrich überlassen, ob und wann er ihr folgen wollte. Das Gefühl der Schicklichkeit gebot ihm, einige Zeit vorüber gehen zu lassen, bis Mutter und Tochter sich gegen einander ausgesprochen hätten; dann aber ging er raschen Schrittes nach dem Hause zu und ward mit einem freundlichen Lächeln von dem jungen Mädchen empfangen, die ihn alsobald zu dem Sitze der Mutter führte. Diese dankte Heinrich für den ihrer Tochter gewährten Schutz, empfahl ihn wiederum dem Schutze aller Heiligen, und schloß mit der Bitte, einige Augenblicke zu verweilen und eine

Erfrischung anzunehmen. Wer hätte hier abschlagen können? Zwei unvergeßliche Stunden flogen vorüber, und als Heinrich bei'm Abschiednehmen um die Erlaubniß bat, wiederkommen zu dürfen, ward ihm diese freundlich ertheilt.

Er kehrt zurück, er entfernt sich wieder; aber sein Herz bleibt auf der Villa der Senhora Alcida, bleibt in dem Besitze ihrer Tochter, der kleinen Dolorès, die ihn für immer gefesselt hat. Eines Abends hat eine leichte Unpäßlichkeit die Mutter gezwungen, ihr Lager früher als gewöhnlich zu suchen, und als Heinrich die Rosen- und Jasminlaube betritt, findet er Dolorès allein. Er sieht ihr Auge in Thränen schwimmen, und sein Herz schlägt laut; er breitet seine Arme aus, sie sinkt schluchzend an seine Brust; der Bund für das Leben ist geschlossen.

Am andern Tage kehrt Heinrich — der seine geliebte Dolorès gestern erst spät verließ — schon wieder nach der Villa zurück, und begehrt insgeheim eine Unterredung mit der Mutter. Er faßt all' seinen Muth zusammen; er beichtet seine Liebe, spricht

von seinem Herzen und seinen Empfindungen, seinem Vermögen und seinen Aussichten, und schließt damit, die geehrte Senhora um die Hand ihrer Tochter zu bitten.

Die Dame scheint erschreckt und verwirrt; sie giebt eine ausweichende Antwort. Heinrich wird dringender, stürmischer; er wirft sich ihr zu Füßen und fleht um eine günstige Wendung seines Geschicks. Bewegt sieht die würdige Dame auf den jungen Mann hin, sie wirft einen Blick der Liebe und des Segens auf ihn und heißt ihn aufstehen; dann spricht sie leise: „Kehrt heute Abend zu mir zurück, wenn die Sonne untergeht; ich habe Euch etwas zu vertrauen und werde Sorge tragen, daß wir ungestört sind. Jetzt verlaßt uns."

Heinrich gehorcht, aber nur, um zur bezeichneten Stunde pünktlich einzutreffen. Die Dame empfängt ihn wohlwollend, beide nehmen Platz in der Rosenlaube, und sie erzählt ihm die Geschichte ihrer Jugend, ihrer Verirrungen und Leiden.

„Ich bin," sagte sie, „die einzige Tochter eines

Edelmannes, der am Hofe von Lissabon eine bedeutende Stellung einnahm; er verwickelte sich in politische Intriguen, ward gestürzt und kam nur durch mächtige Fürsprache mit dem Leben davon; er zog sich auf dies kleine Gütchen zurück, dessen geringer Ertrag mühsam sein Leben fristete; alles andere hatte man ihm genommen.

„Er war mürrisch und verschlossen, und nur das unerwartete Erscheinen eines Genossen seines frühern Glückes stimmte ihn für Augenblicke heiter. Dom Lorenzo war reich und mächtig geblieben; welche Freude für meinen Vater, als Jener nach einiger Zeit erklärte, er sei sterblich in mich verliebt. Er bat um meine Hand und versprach zum Lohne meinem Vater die Rückkehr nach Lissabon und die Wiedererlangung seiner Güter zu erwirken.

„Mich fragte Niemand. Die Unterhandlungen wurden eingeleitet, und mein Vater erhielt die Erlaubniß, vorläufig eine Reise nach der Hauptstadt zu machen und seine Angelegenheiten daselbst weiter zu betreiben. Dieser Erfolg scheint ihm hinreichend, um

das seinerseits gegebene Versprechen zu erfüllen; meine Hochzeit mit Dom Lorenzo wird festgesetzt und beschlossen, daß wir Tages darauf nach Lissabon absegeln wollen.

„Diese Nachricht schmetterte mich zu Boden; ein kalter Schauer durchrieselte meinen Körper; ich fühlte, daß ich krank werden würde, und flehte nur Gott an, daß es geschehen möge, ehe die Kirche den mir verhaßten Bund schlösse. Ich ward nicht erhört; man schleppte mich zum Altar und erpreßte mir das furchtbare Ja, die schrecklichste Lüge meines Lebens, die Ursache jedes spätern Vergehens und Elends.

„Wir waren unauflöslich mit einander verbunden; aber kaum war die feierliche Ceremonie beendet, als ich ohnmächtig zusammensank, und Dom Lorenzo mußte mich, statt in den glänzenden Bankettsaal, an die Schwelle meines Krankenzimmers geleiten. Am andern Morgen wehte ein günstiger Wind; die Reise nach Lissabon durfte, um mancher Ursache willen, von beiden nicht länger verschoben werden, und mein Vater und mein Gatte reis'ten ohne mich ab.

„Ich blieb zurück, und befreit von der Angst, den rohen Sitten des ungeliebten Mannes preisgegeben zu sein, kehrte meine Gesundheit wieder. Aber ich freute mich des neu geschenkten Lebens nicht und trauerte zitternd vor der nächsten Zukunft, eine Leidensgestalt, inmitten des Glanzes und des Ueberflusses, womit mein Gatte mich bereits umgeben hatte.

„Es kommt jetzt ein Moment in meinem Leben, — wendet Euer Auge von mir weg, Senhor, damit ich Muth fasse, fortzufahren, — an den ich mit Entzücken und Entsetzen zugleich denke; ich empfand in einem Augenblicke die Seligkeit des Himmels und den Fluch der Verdammten! Eine englische Fregatte unter königlicher Flagge lief in der Bai ein. Die Offiziere derselben fanden eine gastfreie Aufnahme in den ersten Häusern. Einer von diesen zeichnete mich aus; er suchte mich in meiner prachtvollen Stadtwohnung auf, er folgte mir nach der stillen Einsamkeit meines Landsitzes. Unsere Herzen hatten sich längst gefunden, ehe noch das erste schüchterne

Wort über die bebenden Lippen trat. Schweigend öffnete er die Arme, lautweinend schmiegte ich mich an ihn; ich sündigte gegen die Gesetze Gottes; aber ich war selig an seiner Brust. Der Traum dieses Scheinglücks war kurz; die Fregatte erhielt den Befehl abzusegeln; wir sahen uns zum letzten Male. In dem Moment des Scheidens gab er mir ein sichtbares Zeichen, woran er mich, oder das unglückliche Geschöpf wieder erkennen wollte, das unserm Zusammenleben das Dasein verdanken werde. Ich habe ihn nicht wieder gesehen.

„Ich schwebte in einer furchtbaren Angst; aber die Rückkehr meines Gatten und meines Vaters verzögerte sich von Tag zu Tag. Oefter erhielt ich die Aufforderung von beiden, mich nach Lissabon zu begeben, aber stets wußte ich diese unter verschiedenen Vorwänden zurückzuweisen. Die Briefe meines Gatten waren Anfangs dringend, von überwallender Zärtlichkeit, später drohend, herrisch befehlend; ich beantwortete sie alle in dem Tone kalter Unterwürfigkeit und blieb; ich mußte bleiben. Endlich gebar ich

eine Tochter; es war ein Kind des Kummers und der Thränen, darum nannte ich sie Dolorès.

„Endlich erreichte ein Gerücht mein Ohr, wonach das Schiff, an dessen Bord sich die Meinigen befanden, am Eingange der Bai gescheitert sei. Mein Vater war geblieben, und nur mein Gatte sammt einem kleinen Theile der Mannschaft gerettet. Als ich ihn wiedersah; war er bereits von meiner Schuld unterrichtet. Das Kind hatte ich vor seiner Wuth geflüchtet. Sein Zorn war grenzenlos, er fluchte mir, er tobte, er schäumte; mit Schmach bedeckt stieß er mich aus seinem Hause. Ich beugte mich vor der strafenden Hand des Allmächtigen und duldete still; ich betrachtete es als eine Buße, von Gott mir auferlegt, um wenigstens einen Theil meiner Schuld zu sühnen.

„Still zog ich mich auf den Landsitz meines Vaters zurück, dessen Einkünfte vollkommen ausreichten, mein Leben zu fristen und mir die Mittel zur Erziehung meiner Tochter zu bieten. Sie war jetzt meine einzige Freude, mein letztes Glück. Nur mit Wehmuth denke ich der trüben Vergangenheit, und beklage

nichts von dem, was ich verloren. Den Vater meiner Tochter habe ich wie einen Todten beweint, und alle Liebe, die ich für ihn empfand, habe ich auf sein Kind übertragen. Die Erscheinung meines Gatten, den ich kaum gekannt habe, ist mir zu einem wesenlosen Bilde geworden. Unsere Ehe ist nicht von der Kirche getrennt worden, denn das ist nach unserm heiligen Glauben nicht gestattet; aber wir haben Beide geschworen, uns nie wieder zu sehen. Seinen Namen habe ich ihm zurückgegeben, auch den stolzen Namen meines Vaters habe ich nie wieder geführt, und in der Welt bin ich ganz und gar vergessen. Hier, in dieser ländlichen Einsamkeit, lebe ich still und unbekannt, und nichts hat seit Jahren die Ruhe dieses kleinen Paradieses unterbrochen, als Euer Erscheinen. Ihr wißt jetzt Alles, Senhor, und werdet mein Vertrauen nicht mißbrauchen. Erwiedert mir nichts; wir bedürfen Beide der Ruhe, und wollen Morgen weiter reden. Gute Nacht, Senhor!"

Achtes Kapitel.

Heinrich hatte die Erzählung der Dame mit großer Aufmerksamkeit angehört, und gab am nächsten Tage Vertrauen um Vertrauen. Das Geheimnißvolle seiner Geburt, die romantische Färbung seines ganzen Lebens nahm die Damen für den jungen Mann ein, und Dolorès, die diesem Theile der Unterhaltung beigewohnt hatte, blickte mit erhöhter Theilnahme zu ihm auf.

„Alles spricht bei mir für Euch, Senhor Henriquez!“ antwortete die Mutter. „Ihr besitzt Alles, was ich an dem Manne zu finden wünschte, der der Gatte meiner Dolorès wird. Und fast scheint es mir, ich dürfe nicht länger einem Bündnisse widerstreben, das so sichtbar durch die Gnade des Himmels begünstigt wird. So will ich denn auch nicht länger Euren Wünschen entgegen sein;

aber ehe ich Eure Hände in einander lege, müßt Ihr mir noch eine Frage recht aufrichtig beantworten. Seid Ihr ein Kind der allein seligmachenden Kirche? Bekennt Ihr Euch zur katholischen Religion?"

„Nein!" antwortete Heinrich, erschreckt durch diese Frage, die der Beginn von tausend Hindernissen und Einwendungen war. „Ich bin Protestant!"

„Ein Ketzer!" schrien Mutter und Tochter, und sprangen von ihren Sitzen auf. Die liebliche Dolorès erbleichte bei dieser unerwarteten Erklärung und wich zurück; sie ließ ihren Rosenkranz durch die Finger gleiten und betete eifrig; aber ihre Aufregung wuchs, der Frieden des Gebetes kam nicht über sie. Auch die Mutter brauchte geraume Zeit, ehe sie im Stande war, sich zu fassen, dann aber sprach sie mit mildem Ernste:

„In meiner Jugend dachte ich anders. Jener Mann, dem ich mein Herz und meine Liebe schenkte, war ein Ketzer wie Ihr. Damals fragte ich nicht darnach, jetzt zweifle ich indessen, ob wir glücklich geworden wären, hätte das Schicksal uns für immer

miteinander verbunden. Dolorès ist eine strenge Katholikin; Ihr seht, in welche Aufregung Euer Eingeständniß sie versetzt hat; wir Alle sind zu erschüttert, um jetzt einen Entschluß zu fassen, wir müssen besonnener, kälter werden. Daher ist mein Vorschlag, Senhor Henriquez, Ihr besucht uns einige Zeit nicht. Bis dahin wollen wir Gott unsere Sache im demüthigen Gebet vortragen, und unsern Beichtvater, den frommen Pater Albertus, zu Rathe ziehen."

„Wen wollt Ihr zu Rathe ziehen, Senhora?"

„Meinen Beichtvater; denselben frommen Franziscaner-Mönch, den Ihr schon einige Male hier gesehen, wenn auch nie gesprochen habt."

„Dann ist jede Hoffnung verloren! In diesem marmornen, fanatischen Gesicht wohnt keine menschliche Regung; kein warmes Herzblut durchströmt diese trockne Mumie mehr."

„Senhor!" sprach Alcida mit strafendem Tone, und Heinrich ergriff ihre Hand: „Verzeihung!" bat er; „aber mit dieser Erklärung starb das Glück meines Lebens."

Er entfernte sich schweigend und schlug einen einsamen Fußpfad ein, um seine Gedanken und Gefühle zu sammeln. Bald vertiefte er sich so sehr in Erinnerungen, daß er nicht mehr darauf achtete, wohin er den Fuß setzte, und heftig zusammenschrak, als er sich an der Schulter berührt fühlte. Er sah auf und vor ihm stand der Pater Albertus. Als er den Mann vor sich sah, der über sein Geschick entscheiden sollte, und dessen Ausspruch jedenfalls ein betrübender sein mußte, wollte er mit einem Gruße an ihm vorübereilen, der Mönch aber hielt ihn auf, und sagte mit großer Sanftmuth:

„Ihr habt Euch verirrt, mein Sohn! Wenn Ihr noch einige Zeit auf diesem Wege fortschreitet, lauft Ihr Gefahr, diese Nacht kein Obdach zu finden; nehmt also mich zum Geleitsmanne an.“

Heinrich blickte um sich her, wie ein Träumender; als er sich in einer ihm völlig unbekannten Gegend sah, gab er nach, und ging still und verschlossen neben dem Mönche her.

Dieser that, als bemerke er die trübe Stim=

mung seines Begleiters nicht, sondern sprach unbefangen weiter. Die offne, anspruchslose Weise, womit der Pater sich ausdrückte, das Interessante seiner Mittheilungen erregten die Aufmerksamkeit Heinrichs, und wenn er auch nichts erwiederte, so merkte der schlaue Geistliche doch, daß er ihm bereits mit wachsender Theilnahme zuhöre.

„Ich will Euch einen Vorschlag machen, mein Sohn!“ sprach der Mönch nach einer Pause. „Unser Weg ist noch weit und ich bin heute schon viel gegangen. Hundert Schritte seitwärts ist eine mir wohlbekannte Pachtwohnung, dort wollen wir uns mit einem Kruge Wein erfrischen.“

Heinrich ließ sich dahin führen, und bald saßen sie an einem schattig-kühlen Orte, die Becher zwischen sich. Der schlaue Mönch wußte sehr bald den arglosen Jüngling durch süße, einschmeichelnde Redensarten für sich zu gewinnen, und sagte endlich: „Auch ich bin Euch noch meinen Dank schuldig für den Beistand, den Ihr der lieblichen Dolorès habt angedeihen lassen. Es ist mir ein Bedürfniß, diesen

auszusprechen, denn ich bin nicht nur der Beichtvater des schönen Kindes, ich bin auch ihr Verwandter."

„Wie, mein Herr!"

„Gewiß. Der verstorbene Gatte der Senhora Alcida und ich waren Geschwisterkinder. Deswegen.... aber, ich weiß nicht, ob ich weiter sprechen darf, die Geschichte jener Dame..."

„Ist mir kein Geheimniß; sie hat mir bei einem Anlaß, der jedes Ceremoniel verbannt, ihr ganzes Vertrauen geschenkt."

„Dann spreche ich ohne Rückhalt. Ihr kennt also das Benehmen jener Dame gegen ihren Gatten, ihre Sünde und deren Folgen. Ich fand mich einige Jahre nach jener Katastrophe in ihrem Hause ein, und mein Kommen erschreckte sie bis zum Tode. Man sagt nämlich, daß ich und mein verstorbener Vetter uns so ähnlich sahen, wie man es kaum bei Zwillingsbrüdern findet; und diese Aehnlichkeit war es, die sie so sehr erschreckte, diese ist es noch, die mir bisweilen einigen Einfluß auf sie verschafft."

Sinnend betrachtete Heinrich den schweigenden

Mönch, der sich selbst als den Mann bezeichnete, der einen so großen Einfluß auf die Mutter seiner Geliebten hatte. Wenn es ihm doch möglich wäre, diesen für sich zu gewinnen. Das Gespräch ward mit erneuertem Eifer fortgesetzt, und Heinrich fand es nicht im geringsten schwierig, den Wünschen des Paters Albertus nachzugeben, ihm seine Geschichte zu erzählen, und von seinen Wünschen und Hoffnungen mit ihm zu sprechen.

Der Mönch hatte die Erzählung des jungen Seefahrers mit großer Aufmerksamkeit angehört und sich Manches sogar wiederholen lassen. „Ein Sidney!" murmelte er vor sich hin, aber schnell sich wieder bezwingend, ergriff er die Hand des jungen Mannes und sagte: „Ich danke Euch für Euer Vertrauen; seid versichert, Ihr konntet Euer Schicksal in keine bessere Hände legen. Aber laßt uns jetzt aufbrechen, es ist bereits spät geworden. Noch einmal, seid getrost!"

Beide gingen stumm neben einander, bis Heinrich an einen bekannten Weg kam und rascher vor-

wärts schritt. Albertus blieb zurück, und indem er seiner nahen Wohnung zu ging, sprach er vor sich hin: „Wunderbar! die Fäden flechten sich auf eine überraschende Weise zusammen; das Gespinnst wird unzerreißbar! So oder so! Ihr seid Alle verloren! Fahret zur Hölle! Ich habe meine Rache!“

Der frühe Morgen fand Heinrich im Hafen. Er suchte sich absichtlich in einen Strudel von Geschäften zu stürzen, um die Eindrücke des gestrigen Tages zu verwischen. Sein Schiff war jetzt völlig ausgebessert, und Bootsmann Sörensen gab sich viele Mühe, seinem jungen Capitain Alles zu zeigen, was geschehen sei, und daß man nun die Reise ungehindert fortsetzen könne.

Als die Besichtigung vorüber war, wandte sich Heinrich andern Gegenständen zu und gab Befehl, die Schaluppe in Bereitschaft zu setzen; er wollte einige Schiffe besuchen, deren Befehlshaber mit ihm befreundet waren. Seine besondere Aufmerksamkeit erregten zwei tunesische Schebecken, die Tags vor-

her angekommen waren, und dicht neben einander lagen. Diese Schiffe trugen einen unheimlichen Charakter zur Schau; sie waren von oben bis unten mit schwarzer Farbe angestrichen und von ihrem Topp wehte die Blutflagge mit dem Halbmond. Es waren Unheilbringende, von deren Bord bald das Verderben über den Hafen und die Stadt sich verbreiten sollte.

Lauter Ruderschlag weckte Heinrich aus seinen Betrachtungen. Eine Schaluppe mit sechsfacher Ruderkraft flog heran; in derselben stand der Commandeur einer englischen Kriegsfregatte, die am Eingange der Bai stationirt lag. Heinrich schaute den Mann fest an und Staunen ergriff ihn. Das war derselbe Mann, vor welchem er eines Tages die schöne Dolorès in Schutz genommen und sich ein Anrecht auf ihre Dankbarkeit erworben hatte; er erinnerte sich jetzt auch, daß bei seiner Ankunft auf Madeira dieselbe englische Fregatte anwesend war, daß diese bald darauf in See stach, und erst vor Kurzem wieder zurückkehrte. Von den verschieden-

artigsten Empfindungen bestürmt, wendete er die Spitze seines Bootes der Stadt zu.

Eine furchtbare Aufregung herrschte hier. Ein zu den tunesischen Schebecken gehöriges Boot war gelandet, und die Mannschaft hatte sich am Ufer zerstreut; zwei derselben hatten sich in das drängende Gewühl des Marktes begeben, und feilschten um Lebensmittel; plötzlich zuckt der Eine, wie vom Blitz getroffen, zusammen, sein ganzer Körper wird schwarz und er fällt mit einem Schrei des Entsetzens zu Boden. Alle Umstehenden weichen scheu zurück und brechen in ein lautes Wehklagen aus.

Aber dieses Wehklagen wird übertönt von einem Angstgeschrei, das von der entgegengesetzten Seite des Marktes herüberschallt. Auch dort ist ein Tunese unter ähnlichen, schreckensvollen Symptomen zusammen gestürzt.

„Das ist die Pest!“ wimmert ein altes Mütterchen; sie verläßt ihre Habe, die um sie her ausgebreitet liegt, und flüchtet einer nahen Kirche zu: „Das ist die Pest!“ spricht mit fester Stimme ein

ergrauter Seemann, der öfter ein Zeuge dieser Geißel des Orients gewesen ist.

„Die Pest! die Pest!“ ertönt es von tausend Stimmen, und plötzlich sind alle Bande der Ordnung gelöst; in einem Augenblick ist der Marktplatz verödet, und die nächstgelegenen Kirchen sind mit verzweifelnden Betern angefüllt.

Nach einigen Stunden hat sich die Scene abermals geändert; die Straßen sind ausgestorben, alle Thüren, alle Läden verschlossen; nur einzelne Fußgänger schlüpfen dicht an den Häusern hin; ihr Gang zeugt von Furcht, aus ihren Mienen spricht Entsetzen, und wenn sich zwei Menschen begegnen, weichen sie sich weit aus, und huschen ohne Gruß vorüber.

Von den Thürmen der Kirchen und Capellen tönt feierliches Geläute, die Priester knien am Hochaltar und schicken mit den Gläubigen, die noch kühn genug sind, an heiliger Stätte zu verweilen, gemeinschaftlich inbrünstige Gebete zum Himmel. Aber der Engel des Todes schont auch das Allerheiligste nicht; der Priester, welcher mit greisem Haupte und

verklärtem Angesicht vor dem Hochaltar steht, und dem Volke die Gnade und den Segen des Herrn verkünden will, wird plötzlich von dem Giftstoffe, der die Atmosphäre schwängert, ergriffen, und sinkt im Todeskampf auf die Stufen. Die umstehenden Geistlichen fliehen erschreckt in die Sacristeien, das Volk stürzt heulend auf die Straße hinaus, und verbreitet die Schreckenskunde von Ohr zu Ohr.

Im Hafen ist eine fiebrische Bewegung. Böte eilen dem Lande zu und kehren in kürzester Zeit wieder zurück; vorhin waren sie leer, jetzt sind sie mit Menschen und Effecten beladen, und führen diese den harrenden Schiffen zu. Auf den Verdecken ist eine geschäftige Bewegung; die Matrosen arbeiten sich thätig in die Hand: die Stengen werden aufgesetzt, die ganze Tackelage geordnet, die Segel angeschlagen. Man füllt die Wasserfässer, bringt die Böte auf das Verdeck, damit es ferner Niemand wage, nach der Verderben bringenden Küste zu fahren und den Tod zurück zu bringen; mit gespanntem Hahn stehen die furchtsamen Wachen, um jeden

ungebetenen Besuch zurückzuweisen. Da fliegt ein neuer Schmerzensruf von der Rhede her auf die Gewässer der Bai hinaus; ein glühend heißer Wind strömt zwischen den Bergen hervor und füllt die Atmosphäre mit einer erstickenden Gluth; dieses neue Uebel häuft sich zu den andern, der Aufenthalt in dieser Hölle wird immer furchtbarer, immer unerträglicher.

„Einer nach dem andern lichtet seine Anker, Capitain,“ redete Bootsmann Sörensen seinen jungen Capitain an, der mit schmerzzerrissener Brust bei diesem Bilde des Jammers weilte. „Dort setzen schon wieder zwei Andere ihre Marssegel bei und steuern auf die offene See hinaus. Verdammt kluge Bursche, die sich salviren und einen Ort verlassen, wo weder Ehre noch Vortheil zu holen ist. Und weil wir hier doch nichts weiter zu suchen haben, so meine ich . . .“

„Doch, Vater Sörensen!“ unterbrach ihn Heinrich. „Erwarte ich nicht das reizende Mädchen, von der ich dir erzählt habe, und die einst mein Weib werden soll? Kann ich mich ohne sie entfernen?“

„Weshalb säumt sie zu kommen, zu einer Zeit, wo jeder Augenblick der Zögerung den Tod bringen kann? Mit Gunst, Herr; auf mich kommt's nicht an; meine Tage sind ohnedies gezählt, und ich sterbe auf Madeira so gut, als in Hamburg, oder auf offner See. Aber Ihr sollt geschont werden, Ihr und jene Mannschaften, deren Angstblicke auf Euch geheftet sind, und deren Schicksal in Eure Hand gegeben ist. Ihr müßt es einst schwer verantworten, wenn Ihr sie verderbt."

„Ich will ihnen entgegen!" rief Heinrich entschlossen. „Es muß ihnen ein Unglück begegnet sein; ich will sehen, was aus ihnen geworden ist."

„Nein, Capitain! das dürft Ihr nicht. Ich habe Rechte an Euch, heilige Rechte, und bei all' diesen beschwöre ich Euch, bleibt am Bord! Ja, wenn Ihr nicht der Vernunft Gehör geben und hier verweilen wollt, so rufe ich die Leute zu Hülfe und mit Gewalt halten wir Euch zurück, weil es zu Eurem Besten geschieht. Zum Teufel mit der Subordination bei solchen Gelegenheiten! Aber ich bitte Euch

von Grund meines Herzens, macht einen alten Mann nicht noch am Ende seines Lebens zum Rebellen und Verbrecher! Bleibt am Bord!"

„Sörensen! Mann! du kennst nicht die Angst, die diesen Aufruhr in mir erregt! Bist du nicht grausam, daß du so die Wunde meines Herzens vergrößerst?"

„Ich fühle Eure Noth, Capitain; denn ich habe auch einmal in meiner Jugend ein Ding in meiner Brust verspürt, das unruhig auf- und niederhüpfte, als ein junges Mädchen von achtzehn Jahren mit blondem Haar und blauem Auge hinab mußte in die Gruft."

Beide sahen einander an; in dem Auge des Bootsmannes schimmerte eine Thräne; Heinrich reichte ihm schnell entschlossen die Hand und sprach: „Ich bleibe!"

Und nicht lange blieb der Lohn für seinen edlen Entschluß aus; von der Landseite her ruderte eine Barke heran, hoch beladen mit Geräth aller Art,

unter dem Zelte aber saß Dolorès und ihr zur Seite Donna Alcida und Vater Albertus.

„Sie sind's! sie sind's!" rief Heinrich, und als die Barke dem Schiffe zur Seite legte, war er der Erste unten und trug die Geliebte selbst das Verdeck hinan; die beiden Andern folgten, von der Mannschaft hülfreich unterstützt, und dann wurde die Barke in aller Schnelle von den Effecten geräumt.

„Den Anker hoch!" rief Heinrich jubelnd. „Den Anker hoch!" antwortete der Bootsmann und eilte nach der Back.

Bald tauchte der Anker aus der Tiefe empor; die Segel entfalteten sich nach und nach und stiegen an den Stengen empor; sie dehnten sich vor dem Winde aus, und der schwimmende Rumpf durchfurchte das Wasser in stets größerer Eile. Bald schwebte der „Adolf von Schauenburg" auf der klaren Meerfluth, und immer weiter blieb die Insel Madeira, wo der Tod in tausend Gestalten sich zeigte, von Nebel umhüllt, hinter ihnen zurück.

Neuntes Kapitel.

Kaum haben die Flüchtlinge die offene See erreicht, und kaum ist Ruhe und Ordnung auf dem Verdecke einigermaßen hergestellt, als man mit einander Rath hält, wohin man sich zunächst begeben will.

„Nach Lissabon!" spricht der Pater Albertus. Seine Gründe für diesen Vorschlag sind einleuchtend, und Heinrich, der das Wohl seines Schiffes nicht ganz aus den Augen setzen darf, denkt hier ebenfalls eine angemessene Beschäftigung zu finden; die Uebrigen fügen sich, und sogleich wird der Cours auf Lissabon gesetzt.

Die Fahrt ist leicht und schnell, und im Fluge erreicht man die portugiesische Küste. Schon dämmert sie, einer bläulichen Nebelwolke gleich, am Horizonte auf, und alle Herzen klopfen vor Freude und

Erwartung. Da schießt durch die schäumenden Wellen eine Fischerbarke heran, und führt dem fremden Schiffe den willkommenen Lootsen zu.

Der Lootse, eine kühne, robuste Gestalt mit einer lusitanischen Physiognomie, einem phantastisch verzierten Strohhut auf dem schwarzen Lockenkopf, und einen braunen Tuchmantel um die Schultern geschlagen, eilt dem Steuerruder zu, giebt seine Befehle, und ist dann, nach Landessitte, überaus geschwätzig.

„Wie ich Euch sage, Senhor Capitano! Ein Geschwader von acht Schiffen kreuzt vor der Barre von Lissabon! Acht englische Kriegsschiffe, geführt von einer Fregatte, an deren Bord ein Teufel commandirt.“

„Der Teufel steckt also in der Uniform eines englischen Marine-Offiziers?“ fragte Heinrich muthwillig. „Ehrwürdiger Vater Albertus, wie werdet Ihr es anfangen, den Teufel zu fangen, der, listig genug, die Gestalt eines Ketzers angenommen hat?“

Pater Albertus entgegnete mit einer frommen

Ermahnung, und Dolorès bekreuzte sich ob der verwegenen Rede ihres Geliebten.

„Und was führt dieser Teufel in seiner irdischen Gestalt für einen Namen?“ fuhr Heinrich in gleicher Weise fort. „Sprich, kühner Sohn Lusitaniens! Auf welchen Ruf horcht der Cerberus, der mit seinen Feuerschlünden in der Mündung des Tajo liegt?“

„So viel ich weiß, Senhor Capitano,“ antwortete der Lootse, „ist der Commandeur ein vornehmer englischer Edelmann, Namens Sidney.“

Sidney! Dieser Name brachte einen merkwürdigen Eindruck auf diejenigen Personen hervor, die sich auf dem Quarterdeck befanden, und nur Dolorès schaute so unbefangen darein, wie früher; sie kannte keine Ereignisse und erinnerte sich keiner Träume, die sich an diesen Namen knüpften.

Alcida wurde bleich und war einer Ohnmacht nahe; Dolorès eilte zu ihrer Hülfe herbei, und auf die Tochter gestützt, versuchte sie, die Kajüte und ihr Lager zu erreichen; Albertus horchte auf; ein Gluth-

strom röthete sein Gesicht, seine Augen funkelten, in großer Erregung ging er auf und ab, und Entwürfe auf Entwürfe gestalteten sich in diesem nie ruhenden Geist. Heinrich ist in Nachdenken versunken; er kennt aus den Papieren, die ihm überliefert wurden, die geheime Geschichte seines Vaters, und an diesem trüben Wolkenhimmel eines traurigen Daseins funkelte der Name Sidney wie ein unheilbringender Stern. Wenn dieser Sidney der Bruder seiner Mutter, wenn er der Mörder seines Vaters wäre! Die Vermuthung wird beinahe zur Gewißheit, als er sich erinnert, daß auch jener Sidney im Dienste der Marine stand, und jetzt leicht durch seine Jahre und seine Geburt dahin gelangt sein kann, der Befehlshaber eines Geschwaders zu sein.

„Gib mir Gewißheit, guter Gott!“ brach er im Uebermaaß seiner Gefühle aus; „gib mir Gewißheit, und dann, wenn ich mich überzeugte, gib das Schwert der Vernichtung in meine Hand, damit ich meine Aeltern räche und mich!“

In dieser Stimmung seines Capitains erreichte

der „Adolf von Schauenburg" die Mündung des Tajo, die in diesem Augenblick einen bewegten Anblick bot. Jenseits der Barre ankerten eine größere Anzahl Kauffahrer, geschmückt mit den Flaggen aller Nationen, die auf einen günstigen Wind harrten, um die offene See zu gewinnen. Von der entgegengesetzten Seite her ist das englische Geschwader im Ansegeln begriffen. Voraus befindet sich eine Fregatte von vierzig Kanonen, an deren Bord sich der Befehlshaber, Lord Sidney, befindet, und von deren großem Mast die Flagge eines Contre-Admirals weht. Diesem stattlichen Schiffe folgen zwei Kutterbriggs, ein Schooner und eine Sloop; die sämmtlichen Kriegsfahrzeuge gehen nur unter der halben Kraft ihrer Segel, und rücken nur langsam vor.

„Mit Verlaub, Capitain," sprach Bootsmann Sörensen, bescheiden an Heinrich herantretend. „Unser „Schauenburg" geht zu schnell; wir werden unsere Bramsegel streichen und unsere Untersegel in die Gei stellen müssen."

„Warum, mein Junge, warum?"

„Weil . . . nun, zum Teufel, Ihr seht es ja mit eigenen Augen vor Euch — weil die Orlogsfahrer nur mit halben Segeln gehen; wir schwimmen schon in ihrem Kielwasser, und wenn wir so fortsteuern, lassen wir sie hinter uns."

„Desto besser, Alter, desto besser!"

„Ich meine nicht, Capitain. Es ist nicht gut, dergleichen Herren zu erzürnen, und ich bin fest überzeugt, es könnte Euch Ungelegenheiten bringen."

„Ungelegenheit? Gut! das kann eine lebendige Scene geben! Mylord Sidney hat so vielen Leuten während seines Lebens eine Ungelegenheit bereitet, daß es ihn nicht wundern darf, wenn ihm mit gleichem Maaße gemessen wird. — Hollah, Vorderdeck! Streckt die Mars- und Bramfalle und hißt die Leesegel am Steuerbord! — Nun, Vater Sörenssen! wie gefällt dir unser Fahrzeug mit dieser forcirten Schnelle? Ungelegenheit! Was Teufel! Am Ende soll ich wohl noch gar Seine Herrlichkeit um Verzeihung bitten, daß ich von den guten Eigen-

schaften meines Schiffes Gebrauch gemacht habe, und ihm vorbeigesegelt bin?"

„Dahin kann es kommen!" antwortete der Bootsmann und setzte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Das ist Tollmanns Werk, Heinrich Flaggentrost; du bringst dich in Schimpf und Schande."

„Schande? Ja, das ist das Wort, womit die erlauchte Familie der Sidney schnell bei der Hand ist; ich kann also gleich sehen, ob es der Rechte ist, mit dem ich zu thun haben will. Aber, wen haben wir hier zur Seite? Wahrhaftig, eine Kutterbrigg, das erste Schiff von dem Geschwader Sr. großbritannischen Majestät! Es ist nicht geziemend, bei einem so großen Herrn vorbeizufahren, ohne ihm zu zeigen, wer wir sind. Hollah! Zieht die Flagge an der Gaffel auf!"

Die Flagge stieg empor und flatterte lustig im Winde. Heinrich betrachtete sie mit innerer Aufregung: „Mein Palladium! Mein Vaterland! Sie war mein Taufpathe, sie hat mir meinen Namen gegeben! Ehre sei ihr! Glück und Segen mit allen

ihren Söhnen bis an die Gränze der fernsten Jahrhunderte!“

„Wenn Ihr nicht in dieser Minute ablaßt von Eurem thörichten Beginnen, so wird man der Flagge einen Schimpf anthun!“ warnte Sörensen.

„Schimpf? Meiner Flagge? Nimmermehr! Wenn ein Sidney will, so kann er die beschimpfen, die seiner Herrschaft untergeben sind, und sie können höchstens mit den Zähnen knirschen. Aber, wenn er diese Flagge beleidigt, dann beleidigt er Tausende mit mir, und das muß ich verhüten; ich für meine Person kann mich rächen, aber nicht Jene, denen die Beleidigung unbekannt blieb. Ich danke Euch für Eure Warnung, Bootsmann, und will sie nicht in den Wind schlagen. Hollah, Flagge auf's Deck! — So ist's gethan! — Nehmt die Leesegel weg! Wir wollen ihnen freies Fahrwasser gönnen.“

Durch dieses Manöver wurde die Schnelle des Schiffes kaum ermäßigt, und sie befanden sich jetzt bei der zweiten Linie des Geschwaders. Der Schooner

und die Sloop gingen an ihrem Backbord und Steuerbord vorüber.

„Der Schauenburger Adler will dem englischen Löwen nicht weichen; wir müssen ihm noch mehr die Flügel beschneiden, sonst trifft uns das Unglück, mit unserm Bugspriet die Kajütsfenster in Sr. Majestät Fregatte einzustoßen, die uns in diesem Augenblicke die ganze bunte Schnörkelei ihres Spiegels entgegen breitet; es wäre auch in der That Schade um die glänzenden Scheiben Sr. Herrlichkeit!"

Seine schnellen Anordnungen hatten den sichersten Erfolg; die englischen Kriegsfahrzeuge gewannen bald wieder die verlorene Distanz zurück, und der „Adolf von Schauenburg" entfernte sich aus ihrem Fahrwasser. Endlich erreichten sie sämmtlich das Ende der Barre, und warfen unweit des Forts von Belem ihre Anker aus.

Kurz vor dem Ankern hatten sich die Passagiere wieder zusammen gefunden, und Alle waren mehr oder weniger beruhigt. Nur bei Heinrich dauerte die Aufregung noch fort; in den Mienen der Donna

Alcida zeigte sich Milde und Ergebung, und das Gesicht des Paters war kalt und strenge wie immer; nur aus seinen Augen leuchtete ein heller Strahl, und ein erfahrner Menschenkenner würde die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Albertus über einen großen Plan brüte, dessen Gelingen er im Geringsten nicht bezweifle.

Man traf sogleich Anstalten, die Passagiere an's Land zu bringen, und einer jener geschäftigen Müßiggänger, die stets und aller Orten das Verdeck eines neu ankommenden Schiffes bestürmen, hatte kaum gehört, daß die Damen nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande zu leben wünschten, als er ihnen eine Villa vorschlug, die unweit vom Strande, in einer sehr malerischen Gegend gelegen und für einen geringen Preis zu miethen war. Es ward also beschlossen, vorläufig in einen Gasthof abzutreten, und dann die empfohlene Wohnung in Augenschein zu nehmen. Heinrich, der Allen bei'm Abfahren behülflich war, versprach, sich gegen Abend nach dem Gasthofe zu begeben, um sich dort zu erkundigen,

wohin seine lieben Reisegefährten gezogen sein möchten.

Kaum waren sie abgefahren, als eine Schaluppe von Seiten der Fregatte an Bord kam, und Heinrich von einem Midshipman aufgefordert wurde, sich sogleich mit ihm zu Lord Sidney zu begeben. Entrüstet weigerte sich Heinrich, und gab auf keine Aufforderung des englischen Offiziers irgend eine Antwort weiter. Das Schiffsvolk stand im stummen Staunen da, und der Bootsmann hatte sich seinem Capitain zur Seite gestellt.

„Zum letzten Male, Herr, fordere ich Euch jetzt auf, mir ohne Zögern zu folgen," sprach der Engländer. „Es steht bei Euch, Euch abermals zu weigern, aber Euer Schiff wird alsobald von bewaffneten Böten umringt sein, und Ihr werdet gewaltsam gezwungen zu dem, was Ihr jetzt freiwillig zu thun Euch weigert."

Die Leute drängten sich um ihren Capitain, und in ihren kühnen Mienen las man den Entschluß, ihrem Herrn zu dienen, auf welche Weise es ihm

genehm sein würde; aber Sörensen trat vermittelnd dazwischen, und suchte Jedermann zum Frieden und zur Nachgiebigkeit zu bewegen; seinen versöhnlichen Worten folgend, erklärte sich Heinrich, mit innerm Widerstreben, endlich bereit, dem Engländer zu folgen, und fuhr in seiner Gesellschaft nach der Fregatte, an deren Bord sein muthmaßlicher Oheim den Oberbefehl führte.

Drei Stunden hatte Heinrich bereits am Bord der Fregatte, und zwar auf dem ihm angewiesenen Platz in der Nähe des großen Mastes, geharrt, ohne daß er zu einer Audienz abberufen wäre, oder daß sich Jemand um ihn bekümmert hätte. Er hatte sich bald an diesen, bald an jenen Offizier gewandt, und stets nur eine ausweichende, oder gar stolze, hochfahrende Antwort empfangen: sein Blut kochte, er knirschte mit den Zähnen, denn er empfand die demüthigende Kränkung, die man ihm zufügte, tief, und gelobte sich feierlich, dem Stolze mit noch größerem Stolze zu begegnen; seine innere Aufregung wuchs, und während er sich äußerlich zu beherrschen suchte, hatte

der Fieber-Paroxismus ihn bereits im höchsten Grade aufgeregt.

Endlich erschien Lord Sidney, umgeben von seinen Offizieren, auf dem Quarterdeck, und ließ Heinrich vor sich rufen. Die eisige Kälte, der hochfahrende Ton, mit welchem der stolze Lord den Capitain des Kauffahrers anredete, hätte auch den Ruhigsten um seine Besonnenheit bringen müssen; Heinrich ward dadurch nur noch aufgeregter und steigerte seinen Trotz bis zum Uebermaaß.

Der englische Befehlshaber hatte ihm einen schweren Verweis wegen seines unpassenden Benehmens ertheilt, und kaum hatte er geendigt, als an seiner Seite ein Offizier erschien, der die großbritannische Flagge an einer Stange emporhielt.

„Und nun, Sir!" sprach Lord Sidney, „werdet Ihr vor dieser Flagge niederknien und sie um Vergebung für den Schimpf bitten, den Ihr derselben zugefügt habt; und wenn Ihr dies mit der gehörigen Salbung vollbringt, könnt Ihr hoffen, bei den Offizieren meines Kriegsraths soviel Mitleid zu finden,

daß man Euch ohne weitere Strafe entläßt. Kniet also nieder!"

„Die Pest über mich, wenn ich es thue!" schrie Heinrich. „Saht Ihr je einen ehrlichen Mann knien vor einem Stückchen bunten Tuches? Ich will es nicht, und verlange augenblicklich entlassen zu werden. Wenn Ihr mich länger zurückhaltet, geschieht es auf Eure Gefahr, und ich werde meinen Consul ...."

Ein lautes Gelächter unterbrach ihn: „Habt Ihr es vernommen, meine Herren? Der Consul der guten Stadt Hamburg soll uns zu Paaren treiben! Eine stattliche Drohung! Fordert Ihr von königlichen Offizieren, daß sie sich vor Krämern beugen sollen. Am Ende müssen wir uns wohl gar vor Eurer Flagge demüthigen?"

„Wenn Gerechtigkeit geübt würde, so müßtet Ihr es!" rief Heinrich aus. Es galt jetzt, die Ehre seines Palladiums zu vertheidigen, und er that es in dem schrankenlosesten Maaße, wie man es von seiner gereizten Stimmung erwarten konnte.

Die Offiziere sahen sich untereinander mit stummem Staunen an, und Lord Sidney rief: „Nun, bei Gott! so will ich doch diesem stolzen, übermüthigen Krämer zeigen, wie man mit seiner Flagge umgehen muß. Hierher, Master Edwards!"

Der bezeichnete Midshipman trat zu seinem Chef heran und empfing einen leise ertheilten Befehl; lustig sprang er hierauf fort und Alle blieben voll Erwartung zurück. Heinrich zitterte, er war einer Ohnmacht nahe und mußte sich auf eine Kanone niederlassen, um nicht zu Boden zu sinken.

Ein unauslöschliches Gelächter schreckte ihn aus seinem traumähnlichen Zustande auf. Der große Schiffshund, von muthwilligen Midshipmen und Toppgasten zu allen Tollheiten abgerichtet, erschien in aufrechter Stellung, gravitätisch einherschreitend, umhüllt von der Hamburger Flagge, die ihm lang nachschleppte und den Boden fegte. Und als nun das Thier in Heinrichs Nähe kam, warf es sich, auf ein ihm gegebenes Zeichen zur Erde nieder, wälzte sich mit der Flagge umher, und zerriß sie endlich in tausend

Fetzen, die es vor Heinrich liegen ließ, und mit lautem Bellen davon sprang.

Wie ein Geier stürzte sich Heinrich auf die letzten Ueberreste seines geschändeten Heiligthumes; er raffte sie zusammen und barg sie an seiner Brust. „Die Folgen dieser Stunde werden schwer auf Euch lasten!“ rief er. „Weil ich macht- und wehrlos hier mitten unter Euch stehe, glaubt Ihr, mich ungestraft beleidigen zu können! Haltet Ihr es der Würde eines Edelmannes und Offiziers angemessen, die Rechte der Völker mit Füßen zu treten, und einen einzelnen Mann zu höhnen, welcher einem Staate angehört, der mit Euch in Frieden und Freundschaft lebt? Wenn das die Tugenden eines brittischen Edelmannes sind, so preise ich Gott, daß er mich in der Niedrigkeit geboren werden ließ, und mich vor der Schmach bewahrt, jemals das Kleid eines Flottenoffiziers auf meinem Leibe zu tragen.“

Ein Ausruf des heftig erregten Unwillens ward hörbar, und wenig fehlte, daß die Offiziere sich

nicht auf den verwegenen Redner gestürzt und ihn zu Boden geworfen hätten. Sidney bebte vor Zorn, seine Hand spielte mit dem Griffe seines Dolches, und das Schlimmste war für Heinrich zu befürchten, als dieser laut ausrief:

„Scheut Euch nicht, Mylord-Oheim, mit Eurem Messer nach mir zu werfen! Meint Ihr nicht, daß der Mann, der die Brust des Vaters so gut zu treffen wußte, jetzt auch das Herz des Sohnes zu finden wissen wird?“

„Er spricht im Wahnsinn!“ entgegnete Sidney, aber alles Blut trat aus seinen Wangen und er wich zurück vor seinen Offizieren, die überrascht vor ihm standen. Heinrich aber vernahm nichts mehr, er war ohnmächtig zu Boden gesunken.

Die nöthigen Befehle wurden sofort ertheilt. Die Offiziere hatten ihre Rache gekühlt, und Heinrich ward nach seinem Schiffe zurückgeführt. Er erreichte es ohne Bewußtsein. Sörensen empfing ihn mit allen Zeichen der Angst und sorgte dafür, daß

er sogleich auf sein Lager gebracht wurde. Kaum war dies geschehen, als das Fieber mit erneuerter Wuth wiederkehrte und bei der ganzen Mannschaft die lebhaftesten Besorgnisse erweckte.

Zehntes Kapitel.

Allmählich weicht der dichte Nebelschleier, den das Fieber um den Geist des armen Heinrich gezogen hat; er erwacht zum Bewußtsein, zum Leben. Als sich diese Freudenkunde im Schiff verbreitet, bricht die Mannschaft in ein freudiges Hurrah aus, und Vater Sörensen hat vollauf zu thun, um sich, Angesichts der Leute, der Thränen zu erwehren, die unaufhaltsam aus seinen Augen hervorquellen. An seinem Arm erscheint der Genesende in der Mittagsstunde auf dem Verdeck und athmet mit vollen Zügen die gewürzige, erquickende Luft ein, die von den Bergen zu ihm hernieder weht.

Abermals sind mehrere Tage verronnen und der Körper hat seine ganze vorige Elasticität wieder erlangt; sein Herz sehnt sich nach der Geliebten, aber eine innere Scheu hält ihn lange ab, von ihr

zu reden. Als er endlich wagt, den bewährten väterlichen Freund unter vier Augen nach Frau Alcida zu fragen, erfährt er, daß sie unfern von dem Theil des äußersten Strandes, den in diesem Augenblick der Backbord des Schiffes beherrscht, in einem lieblichen Landhause wohnt, dessen Dach man vom Verdeck aus bequem sehen kann, und daß der Mönch Albertus öfter an Bord gekommen ist, um sich nach dem Befinden des Capitains zu erkundigen.

Nun wäre nichts mehr im Stande gewesen, ihn am Bord zurück zu halten; aber überzeugt, daß er bei Vater Sörensen den entschiedensten Widerstand finden würde, hält er seine Absicht geheim, und fordert vielmehr Nachrichten über die Angelegenheiten des Schiffes. Zu seiner Freude erfährt er, daß sein Schiff bereits eine Ladung nach England erhalten hat, und daß man nur noch einige Kleinigkeiten erwartet, die im Laufe des Tages geliefert werden sollen. „Und wenn diese angekommen sind," schloß Vater Sörensen seinen Bericht, „wird die Abreise durch nichts mehr verzögert, und diese wäre vor

sich gegangen, wenn Ihr auch noch krank darnieder gelegen hättet; diese Verantwortung hätte ich auf mich genommen."

Während der Alte diese und ähnliche Berichte mit großer Umständlichkeit vortrug, war in Heinrichs Kopf ein Plan gereift, und er sagte mit herzgewinnendem Tone: „Niemand hätte das schöner anfangen und beendigen können, als mein treuer, alter Freund. Ich bin Euch während meines Lebens schon so viel schuldig geworden, daß ich nicht mehr erröthe, diese Verpflichtung zu vergrößern. Um also Euer Verdienst um Schiff und Capitain vollständig zu machen, solltet Ihr Euch nach der Stadt begeben, und die Papiere bei unserm Consul klariren, damit wir in dieser Beziehung keinen Aufenthalt zu erwarten haben.

Diese Aufforderung schien dem Bootsmanne einleuchtend, und schon nach einer Viertelstunde war er zum Abzuge nach der Stadt fertig; da er es nicht liebte, mit seiner Person auch nur das geringste Aufsehen zu machen, so rief er einen vorüberfahrenden Fruchthändler an, auf welchem er, mit dem

letzten Rest der aufwärts wogenden Fluth nach der Stadt fuhr.

Kaum sah Heinrich sich allein, als er seinem alten Freund im Voraus das Unrecht abbat, das er ihm zuzufügen im Begriff sei, und dann alle Anstalten traf, seine Wanderungen landeinwärts zu beginnen. Er pfiff den Schiffsjungen herbei, ließ das Boot in Stand setzen und kleidete sich mit großer Sorgfalt an, denn es galt, der Geliebten nach so langer Zeit einen Besuch abzustatten. Den Führern des Boots befahl er, ihn unter allen Umständen an demselben Orte zu erwarten, wo sie ihn absetzten, und ging nun dem angebeteten Gegenstand seiner glücklichen Träume entgegen. Er hatte sich die Richtung, wo die Wohnung der Damen lag, wohl gemerkt, der dahin führende Weg war leicht gefunden, aber er fühlte sich noch sehr entkräftet, und kam nur langsam vorwärts, so daß er den kleinen Blumengarten, der sich vor der bezeichneten Villa ausbreitete, erst dann betrat, als die Sonne sich bereits zum Horizont herabsenkte, und der Abend mit Macht hereinbrach.

Donna Alcida saß mit dem Mönche Albertus im Schatten eines Citronenbaumes, und horchte mit innerm Schauer auf die strengen Worte desselben, denn nie ließ dieser eine Gelegenheit vorbeigehen, das Herz einer Frau zu quälen, die ihm eine unauslöschliche Schmach zugefügt hatte. Sie richtete einen thränenschweren Blick auf den strengen Bußprediger und öffnete den Mund, ihn um Mitleid und Erbarmen anzuflehn, als Heinrich plötzlich vor ihnen erschien.

Mit einem Freudenrufe sprang die Matrone von ihrem Sitze auf und schloß den Angekommenen in ihre Arme; dem Mönch schien sein Erscheinen nicht besonders angenehm zu sein, und in seinen Zügen sprach sich einen Augenblick lang der Ingrimm aus, ihn nicht fortschicken zu können.

Donna Alcida ist unterdessen mit großer Sorgfalt um Heinrich beschäftigt; jede Frage, die Heinrich an sie richtet, erstickt sie durch eine Gegenfrage; kaum daß er erfährt, Dolorès sei in eine benachbarte Kirche gegangen, um die Messe zu hören; sie fragt

nach Allem, was ihm heilsam und angenehm sein könne, und endlich nöthigt sie ihn mit sanfter Gewalt, in das Haus zu treten, da sie fürchtet, daß der hereinbrechende Abend und der kältende Thau ihm schaden könnten.

Sie saßen jetzt, mehr gesammelt, im stillen Gespräch beisammen, und Heinrich erzählte die Geschichte seiner Krankheit und der Mißhandlungen, die er am Bord des englischen Schiffes erduldete, mit großer Ausführlichkeit. Theilnehmend saß die Dame an seiner Seite und unterbrach zu Zeiten den Erzähler mit einem Ausrufe des Staunens und des Mitleids; ihnen gegenüber aber saß der Mönch Albertus, stumm und verschlossen, den lauernden, unheimlichen Blick auf beide gerichtet und über Entwürfe brütend, die drei glückliche Menschen bis zum Tode betrüben sollten.

Plötzlich wurde diese stille Scene durch etwas Unerwartetes unterbrochen; Dolorès stürzte, in einem Zustande der höchsten Aufregung, in das Gemach und sank der ihr entgegen eilenden Mutter bewußt-

los in die Arme. Im hohen Grade von diesem Anblick erschreckt, brach die Mutter in Thränen aus, und geleitete ihr Kind zum nahen Ruhebette.

Es gelang endlich der anhaltenden Sorgfalt der Mutter, die Ohnmächtige wieder in's Leben zurückzurufen, und mit einem stieren Blick, den sie auf die Anwesenden richtete, fragte sie mit tonloser Stimme: „Ist er noch da?"

„Wer, um aller Heiligen willen, sollte hier sein, der dich so erschrecken könnte?" fragte die Mutter.

„Er! er!" bebte es von den Lippen des Mädchens.

„Wer ist dieser Er?" fragte zitternd die Mutter. „Hier ist Niemand, der dir übel wollte. Sieh um dich her: hier ist nur deine Mutter, der fromme Vater Albertus und unser vielgeprüfter Freund, Capitain Flaggentrost."

„Ja, mein theures Leben!" unterbrach Heinrich die Mutter. „Ich bin hier, zu deinem Schutze bereit, und so lange ich noch athme, soll dir Niemand ein Haar krümmen. Darum trockne getrost deine Thrä-

nen, und lege die Last, die dich drückt, auf meine Schultern."

Aber Dolorès hörte nicht auf die Worte des Trostes und der Ermuthigung, die ihr von allen Seiten zugerufen wurden; ihr Geist weilte noch immer bei den Schreckensscenen, die sie so eben erlebt hatte, und die fieberhafte Aufregung nahm zu.

Plötzlich stieß Dolorès einen lauten Schrei aus: „da ist er!" rief sie aus und deutete mit der Hand nach der Thüre. Aller Blicke wandten sich dorthin, und gewahrten Capitain Sidney, der unbeweglich am Eingange des Zimmers stehen blieb, sichtlich überrascht von dem Anblick unwillkommener Zeugen, auf deren Anwesenheit er nicht gerechnet hatte. Dolorès lag still, mit geschlossenen Augen, in tiefer Ohnmacht da; die Mutter hatte einen Blick der Verachtung auf den Eingetretenen geworfen, und war jetzt mit unablässiger Sorge um ihr Kind beschäftigt. Heinrich sprang auf und ergriff, in Ermangelung irgend einer andern Waffe, den Wanderstab des Mönches, womit er sich dem englischen Offizier

kampfgerüstet gegenüber stellte; nur Albertus blieb ruhig. Ohne die geringste Ueberraschung oder Aufregung an den Tag zu legen, stand er auf, nahm mit den Worten: „Wehe dem, der die Hand wider seinen Bruder erhebet!“ den Stab aus Heinrich's Hand, trat dann dem Capitain entgegen und sagte mit scharfem Tone: „Ich glaube, Herr, daß Ihr Euch verirrt habt, und auch jetzt noch nicht wißt, wo Ihr seid; wollet mir also gestatten, daß ich Euch auf den rechten Weg bringen mag.“

Mit diesen Worten faßte er den Capitain bei der Hand und führte ihn, ohne von dem sichtlich überraschten Heinrich daran verhindert zu werden, zum Hause hinaus. Als aber beide unter dem Portale verschwanden, entschloß sich Heinrich, ihnen nachzueilen, und nur die herzliche Bitte der Mutter, die sich bei der anbrechenden Nacht fürchtete, unter diesen Umständen allein zu bleiben, hielt ihn im Hause zurück.

Es ist nicht bekannt geworden, was der Capitain und der Mönch mit einander verhandelten, als sie

langsam die Baum=Allee hinabgingen, die nach dem Strande führte; aber bei der Rückkehr des Mönches sah man bald an dem triumphirenden Gange desselben, daß es für diesen einen ungemein günstigen Ausgang gehabt haben mußte; er warf stolze Blicke umher, und seinen Lippen entschlüpften die Worte: „Rache! Endlich volle, genügende Rache! Balsam für meine brennende Wunde!“ Als er aber den Eingang des Hauses wieder erreichte, bemeisterte er seine Freude und trat mit einer so gleichgültigen Miene in das Wohnzimmer, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre.

Dolorès hatte sich unterdessen völlig erholt und erzählt, wie der Capitain sich ihr an heiliger Stätte genähert und ihr seine Liebe angetragen; wie sie ihn voll Verachtung von sich gewiesen habe, und endlich aus dem Heiligthum geflohen sei, unablässig von ihm verfolgt. „Doch,“ schloß sie, „verlieh die heilige Mutter mir Kraft und Stärke, daß ich ihn hinter mir zurückließ, und den Weg nicht verfehlend in deine Arme sank.“

Heinrich gelobte den Frauen nochmals feierlich seinen Schutz, und fand es nicht rathsam, sie während der Nacht, und ehe man noch besondere Vorkehrungen getroffen habe, allein zu lassen; denn er konnte das einmal gegen den Mönch aufgekeimte Mißtrauen nicht unterdrücken, und betrachtete ihn mit argwöhnischen Blicken. Albertus hingegen behielt sein unbefangenes Wesen in einem hohen Grade bei, und indem er die Frauen darauf aufmerksam machte, daß sie in Heinrich nicht allein einen treuen Beschützer fänden, sondern daß es auch Unrecht sei, den kaum Genesenen einer späten und langen Nachtwanderung auszusetzen, bot er Heinrich mit großer Zuvorkommenheit an, sein Wohnzimmer mit ihm zu theilen, und ersuchte ihn, erst am andern Morgen an Bord seines Schiffes zurück zu kehren. Bei diesem Anerbieten richtete Dolorès einen so flehenden Blick auf den Freund, daß dieser nicht zu widerstehen vermochte; zwar gedachte er flüchtig, nicht ohne banges Herzklopfen, an Vater Sörensen, und an die Bekümmerniß, die dieser empfinden würde,

wenn er nicht an Bord zurückkehre; aber die Gegenwart behielt Recht, und mit möglichst verbindlichen Worten nahm er das Anerbieten des Mönches an. Mutter und Tochter zogen sich jetzt in ihr Schlafgemach zurück, und Heinrich folgte dem Mönch, nachdem sich beide vorher überzeugt hatten, daß alle Ausgänge wohl verwahrt wären, in das obere Gemach, wo sie sich so gut als möglich einrichteten.

Albertus holte einen Krug mit Wein und zwei Gläser aus dem Wandschrank und sagte: „Ich vermuthe, daß Ihr, als ein wackerer Seemann, auch einen guten Nachttrunk nicht verschmäht. Hier habe ich einen Krug auserlesenen weißen Portwein, das schönste Gewächs, was an der Sonne des Südens kocht, und ein Paar Gläser davon werden gewiß Eure Nachtruhe auf das heilsamste fördern. Vibamus, mein wackerer Schiffer; ich hoffe, die goldenen Tropfen werden Euch munden."

Er füllte die Gläser, und Heinrich nochmals zum Trinken auffordernd, schlürfte er das seinige

mit großem Behagen aus. Auch ließ sich Heinrich bewegen, ein Glas von diesem feurigen Weine zu trinken; aber theils fürchtete er, daß dieser seinem noch sehr angegriffenen Körper schaden möchte, theils fühlte er eine furchtbare Beklemmung, und eine innere Stimme flüsterte ihm unaufhörlich zu, auf seiner Hut zu sein. Unzufrieden mit einem so wenig umgänglichen Gesellschafter, nahm sich Albertus nicht besondere Mühe, seinen Mißmuth zu verbergen, wünschte seinem Gaste brummend eine gute Nacht und streckte sich auf das Lager, in seinem Innern tobend über die Ungefügigkeit des Gesellen, den er haßte, weil er ungerufen in seinen Weg trat und seine Pläne kreuzte.

Bald hörte Heinrich an den langen und schweren Athemzügen des Mönches, daß dieser schlief, und war unmuthig, daß ihm nicht ein gleiches Glück zu Theil ward. Er war über die Maßen abgespannt, die Ereignisse des Tages hatten Geist und Körper auf gleiche Weise ermüdet, und dennoch wollte es ihm nicht gelingen, sich in einen süßen Schlummer

zu wiegen. So oft er die Augen schloß, stiegen schreckhafte Gestalten vor seinen innern Blicken auf; sie ängstigten ihn so sehr, daß er sich unruhig hin und her warf, und die Augen weit aufriß, in die Finsterniß hinausstarrend, die ihn rings umgab; denn die Lampe, die an der Decke des kleinen Gemaches hing, war erloschen, und kaum drang ein blasser Schimmer der sternhellen Nacht durch die trüben Scheiben. Plötzlich stieg der Mond empor und warf sein volles Licht in das Schlafgemach. Heinrich richtete sich auf und suchte sich mit Gewalt von diesen wachen Traumwirren zu befreien. Sein erster Blick fiel auf den Mönch, der sich von einer Seite auf die andere warf und von Zeit zu Zeit unarticulirte Töne ausstieß, oder einzelne Worte aussprach, die weder Bedeutung noch unter sich Zusammenhang hatten; er wurde augenscheinlich von einem beängstigenden Traume gequält. Schon gewann das Mitleid bei Heinrich die Oberhand, und er überlegte, ob er nicht aufstehen und durch kräftiges Rütteln den Traum des Mönches verscheuchen sollte, als sich

plötzlich etwas ereignete, das das Blut in seinen Adern erstarren machte.

Albertus erhob sich von seinem Lager und begann in dem Gemache auf und ab zu gehen; sein Schritt war fest und sicher, und dennoch waren seine Augen geschlossen, wovon sich Heinrich leicht überzeugen konnte, als der Pater an seinem Bette vorüberschritt; dann trat derselbe an's Fenster, schaute mit einem überaus wohlgefälligen Lächeln zum Himmel hinauf; nickte mit dem Kopfe, als grüße er Jemand, und setzte dann seine Wanderung fort.

„Der Mönch ist mondsüchtig!" sprach Heinrich mit Grausen vor sich hin. „Sein Auge ist geschlossen, aber sein innerer Blick ist wach, und nun wird offenbar werden, was in der geheimsten Falte seines Herzens verborgen ist, denn es heißt, daß es die Eigenthümlichkeit eines solchen Kranken ist, während seiner Mondschein-Wanderungen die verborgensten Geheimnisse seines Innern auszuplaudern, und zum Verräther zu werden an sich selbst. Mir ahnet, daß ich Entsetzliches hören werde."

Der Mönch unterbrach jetzt seine Wanderung und wandte sich dem Eingange zu, durch welchen er Jemand eintreten sah. Kaum hatte er den Besuch mit einer Handbewegung begrüßt, als er mit langsamer und deutlicher Stimme sagte: „Capitain Sidney ist mir willkommen; nehmt gefälligst Platz!"

„Capitain Sidney!" wiederholte Heinrich für sich. „Was hat der Mönch mit diesem englischen Offizier zu schaffen, der der böse Dämon meiner Dolorès und meines Hauses ist?"

Und wie eine Centnerlast fiel es ihm auf das Herz, denn er erinnerte sich noch gar wohl, wie Albertus nach dem Eindringen des Capitains in die friedliche Wohnung seiner Geliebten, diesen unter den Arm faßte, ihn hinausführte und eine Zeitlang mit ihm in vertraulichem Gespräche verweilte.

„Was werde ich hören?" sprach Heinrich und richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf den Mönch.

Albertus war augenscheinlich mit seinem unsichtbaren Besuche auf das angelegentlichste beschäftigt; er sah, ohne sich zu bewegen, nach der Stelle hin,

wo er diesen zu sehen glaubte, und wenn er etwas gesagt hatte, machte er eine Pause, um die Antwort seines Gastes zu vernehmen. Auf diese schien sich dann offenbar die neue Antwort zu beziehen, und aus dieser Ursache ward Heinrich nicht Alles vollkommen deutlich, doch verstand er von dieser Unterhaltung so viel, daß sich ihm das Haar zu Berge sträubte, und der Angstschweiß in hellen Tropfen auf seiner Stirn perlte.

„Was sagt Ihr, Capitain! Hundert Guineen wollt Ihr durch mich dem Altare des Herrn opfern, wenn ich Euch bei Eurem Unternehmen behülflich bin?“

„Der Pfaff ist käuflich!“ brummte Heinrich.

„Federleicht, Capitain! Aber um Eurer Freundschaft willen soll es sein. Ihr sollt sie haben, die schöne Dolorès, Ihr sollt sie haben.“

„Ha! Was ist das?“ rief Heinrich, von seinem Lager aufspringend.

„Ihr müßt Morgen früh von Lissabon fort, sagt Ihr?“ fuhr der Mönch schlafwandelnd fort. „Weiß

wohl! Sie ist Euer! Ist Euch verkauft! Wünsche Euch viele Freude in den Armen des rothwangigen Engels."

Heinrich hielt sich an die Brüstung seines Lagers: „Hat so viel Bosheit Raum in eines Menschen Brust? Ich danke dir, Gott, daß du mich ein Zeuge dieser Scene sein ließest, damit ich dieses Bubenstück zu Schanden machen kann."

„Mit dem Aufgange der Sonne führe ich sie Euch zu!" sprach Albertus. „Legt nur Euer Gold dahin! Ich will es bald zählen. Gute Nacht! Gute Nacht!"

Er bewegte sich gegen die Thüre, als wollte er seinem Besuche das Geleite geben, dann kehrte er zurück und setzte sich auf den Rand seines Bettes, Heinrich gegenüber. Dieser verfolgte jede seiner Bewegungen mit den Augen.

Albertus fing laut an zu lachen; es war das heisere Lachen eines Teufels, der sein Opfer so wohl gefaßt hat, daß es ihm nicht mehr entrinnen kann: „Der Thor! — Um seines jämmerlichen Goldes

willen! Ha, ha, ha! — Hier liegen tiefere Pläne! — Alcida! Treulose Gattin! — Dolorès, Kind der Sünde! Sidney! Sünder, Verbrecher am Heiligsten! — Jetzt habe ich euch! Der Mutter Bräutigam in der Brautkammer der Tochter! Ha, ha, ha! — Der Vater in den Armen seines Kindes! — Nun, es kann pikant werden! Ha, ha, ha!"

Heinrich war kaum seiner Sinne mächtig.

In diesem Augenblicke trat der Mond hinter eine Wolke; Albertus streckte sich auf sein Lager hin und die frühere Finsterniß und Stille kehrten zurück.

Nur mit Anstrengung aller seiner Kräfte gelang es Heinrich, sich vor einer Ohnmacht zu bewahren und seiner Sinne Herr zu bleiben. Krampfhaft faltete er die Hände in einander und schickte ein flehendes Gebet zum Thron des höchsten Gottes empor; dann warf er einen spähenden Blick auf den Mönch, trat leise an sein Lager und betrachtete ihn fest und aufmerksam.

„Er schläft! Er schläft fest und sicher! O Gott, der du die Unschuld schirmst, stehe mir bei und

erleuchte mich, damit ich die Unglücklichen dem Verderben entziehe, das ihnen droht."

Die Wolke war vorüber gezogen und der Mond schien wieder in seiner frühern Klarheit, das Gemach erhellend. Albertus bewegte sich unruhig auf seinem Lager, doch hatte er nicht die Kraft, die Bande des ihn fesselnden Schlafes zu zerreißen; mit einem tiefen Athemzuge sank er auf das Lager zurück, von dem er sich schon halb erhoben hatte.

„Jetzt oder nie!" flüsterte Heinrich. „Jede Minute Verzug bringt die Gefahr näher und häuft die Schwierigkeiten. Der Herr wird mir gnädig sein, damit ich nicht den rechten Weg verfehle."

Er öffnete die Thüre und untersuchte sie von außen. Der Mönch hatte den Schlüssel darin stecken lassen. Dies schien ihm ein Fingerzeig; er schloß sie ab, so daß Albertus nicht im Stande war, zu entkommen, ohne die Thüre zu zerbrechen, oder durch das Fenster um Hülfe zu rufen; jedenfalls hatte er Zeit gewonnen.

Behutsam stieg er jetzt die Treppe hinab, um

nicht durch irgend ein Geräusch den zurückgelassenen Schläfer zur Unzeit zu wecken; endlich gelangte er an die Thüre, die in das Wohngemach führte; sie war nicht verschlossen. Er betrat es mit einer heiligen Scheu. Das Mondlicht drang hell durch die Fenster und ließ ihn jeden einzelnen Gegenstand deutlich erkennen. Schleichend näherte er sich der Thüre des Schlafgemaches und klopfte leise. Keine Antwort. Er legte das Ohr an die Thüre und vernahm den ruhigen Athemzug der schlummernden Unschuld. Jetzt klopfte er stärker und stärker, bis er endlich ein Geräusch vernahm und inne hielt.

„Wer ist da, im Namen der heiligen Jungfrau!" fragte die Mutter, und auch Dolorès fuhr mit einem Schrei aus ihrem Schlummer auf.

„Ich bin's!" sprach Heinrich mit geflügelten Worten. „Ich! Heinrich Flaggentrost! Laßt Euch beschwören, und tretet zu mir heraus! Euch droht Gefahr!"

„Ihr träumt, junger Mann!" sprach die Mutter

unwillig. „Geht und sucht Euer Lager. Morgen sprechen wir weiter.“

„Dann ist es zu spät! Die Minute drängt, denn die Gefahr, die euch droht, heißt Sidney. Oeffnet!“

Diese Mittheilung änderte plötzlich die Ansicht der Damen: „Gleich, mein Freund, gleich!“ rief die Mutter aus beklemmter Brust, und trat bald darauf zu Heinrich in das Besuchzimmer ein.

Dieser erwähnte des Verdachtes, den er schon früher gegen den Mönch gefaßt, und erzählte dann mit der größten Ausführlichkeit die Ereignisse der jüngstvergangenen Stunde.

„Und was ist nun zu thun?“ fragte die Mutter, bebend vor Angst.

„Nur Flucht, die schnellste Flucht kann Euch retten, und dazu will ich Euch behülflich sein, wenn Ihr mir vertraut. Die Hand des Herrn ist offenbar mit uns; vernehmt nun Alles. Mein Schiff ist nach England bestimmt und segelfertig, mit dem nächsten Morgen soll ich die Anker lichten. Darum vertraut

Euch mir aufs Neue an; begebt Euch in meinen Schutz, wie Ihr es schon einmal gethan habt. Ich führe Euch jener glücklichen Insel zu, und dort in dem Lande der Freiheit sollt Ihr sicher gestellt werden vor den Nachstellungen des Räubers. Habt Ihr nun die Ueberzeugnng von der Wahrheit meiner Behauptung gewonnen, so zögert nicht."

„Ich bin überzeugt!" antwortete Donna Alcida; „aber ich weiß nicht, wie wir unsere Abreise bewirken sollen; so plötzlich, so mitten in der Nacht."

„Wir haben keine Stunde, ja keine Minute zu verlieren!" sprach Heinrich fest. „Gerettet oder verloren!" ist die Losung. Ihr steht unter der Herrschaft des verrätherischen Mönches; bleibt noch bis Morgen in seiner Gewalt, und Ihr bleibt es für immer; entweicht ihm jetzt, und Ihr seid für immer von ihm befreit! Dort, an den Küsten Großbritanniens zerbricht die Macht seines Bannstrahls."

„Wir folgen dir!" sprach rasch Dolorès, die völlig angekleidet aus dem Nebenzimmer trat und den Freund in ihre Arme schloß. „Wir vertrauen

dir und danken dir für deine treue Wachsamkeit, die uns dem Verderben entreißt. Auf, meine Mutter! Laß uns schnell das Unentbehrlichste nehmen und ihm folgen!"

Der Tochter Entschluß befestigte den der Mutter; schnell rafften sie das Unentbehrlichste zusammen, nahmen ihre Kostbarkeiten und ihren Geldvorrath mit sich, und verließen dann ein Haus, das ihnen nur für kurze Zeit ein zweideutiges Asyl gewährt hatte. Als sie die Schwelle überschritten hatten, brauchte Heinrich noch die Vorsicht, die Thüre zu verschließen und den Schlüssel weit von sich in das Gebüsch zu werfen, dann aber gingen die Drei in größter Eile dem Ufer des Stromes zu, dessen dumpfes Rauschen durch die Stille der Nacht zu ihnen herauftönte.

Elftes Kapitel.

Am Bord des Hamburger Schiffes „Adolf von Schauenburg" herrschte seit der Rückkehr des Bootsmannes Sörensen aus der Stadt eine nicht geringe Verwirrung. Der alte Mann war außer sich, als er den Capitain nicht an Bord fand, und überhäufte die Schiffsoffiziere des Quarterdecks mit Vorwürfen, daß sie ihn nicht zurückzuhalten versucht hätten; endlich begab er sich selbst an's Land und zwar nach dem Punkte hin, wo man von dem Schiffe aus das Boot liegen sehen konnte, das auf den Capitain harrte. Er erreichte dasselbe und wollte von hier aus erforschen, welchen Weg der Capitain vielleicht eingeschlagen habe; aber die Matrosen konnten ihm hierüber nichts berichten, weil keiner von ihnen darauf geachtet hatte. Sörensen mußte sich also unverrichteter Sache zurückziehen, oder aufs Gerathe-

wohl fortgehen und sich dem Zufall überlassen. Nach einigem Besinnen wählte er das erstere und kehrte an Bord zurück, wo er seinen Groll in einem Meer von Arbeit ersäufte. Der versprochene Rest der Ladung ward herangebracht, und bald waren die Räume unter Deck gefüllt; ein Theil der Leute ward mit dem Langboot fortgeschickt, um noch einigen Vorrath an Trinkwasser herbeizuschaffen, und alle Uebrigen wurden dazu verwendet, das Schiff in einen segelfertigen Zustand zu versetzen. Als alles so weit gediehen war, daß der Anker aufgewunden und die Segel beigesetzt werden konnten, entließ er die Leute, um sich von der gehabten Anstrengung zu erholen, und legte sich mit leichtgerunzelter Stirn über den Reiling:

„Wir sind nun so weit, und jeden Augenblick, wenn es befohlen wird, kann die Abreise vor sich gehen. Wenn es sein müßte, könnten wir uns noch vor dem Einbruche der Nacht auf dem Salzwasser wiegen. Und er fehlt! Er, der noch vor wenigen Tagen so schwach war, daß er nicht ohne Hülfe die

Kajüte auf= und abzuschreiten vermochte, er irrt jetzt am Lande umher, und wir können noch von Glück sagen, wenn wir ihn lebendigen Leibes an Bord zurück kommen sehen. Aber er erscheine nur, und er soll meinen Zorn schon empfinden."

Ein Kanonenschuß tönte über den Hafen hin, und unterbrach die Herzensergießungen eines „treuen Dieners seines Herrn." Sörensen blickte um sich, und das Blut schoß ihm in die Wangen. Der Schuß war am Bord der von Sir Sidney kommandirten Fregatte gefallen, und von dem Topp des Fockmastes derselben wehte das Segelsignal.

„Er will fort!" rief Sörensen, nicht im Stande, länger seiner Empfindungen Meister zu werden. „Er will fort, und mein armer Heinrich erlangt nicht einmal die Genugthuung, sich auf irgend eine Weise an dem Mann zu rächen, der ihn mit Füßen getreten hat. So komm doch an Bord, mein Junge, und treibe dich nicht länger wie ein liederlicher Matrose am Lande herum! Sidney will dir entwischen, ohne daß du ihm ein Bein stellst. Der Kerl

hat unsere Flagge beschimpft, dir und Allen zum Hohne, in Gegenwart seiner Offiziere und Matrosen. Ich habe es ihm geschworen, daß er dafür büßen soll, und wenn du nicht bald kommst, so wage ich es auf meine eigene Hand, wenn es mich auch Kopf und Kragen kostet. Mein Haar ist in Ehren grau geworden, und auf einen Tag früher oder später kommt es mir nicht an; aber dieser Hund soll nicht ungestraft von dannen. Was? Hamburg's Flagge als Mantel für eine unvernünftige Bestie Alt-Englands? Und dafür keine Rache? Es wird ja wohl noch eine würdige Stelle für die Großbritannische Flagge am Bord dieses guten Schiffes geben."

Von diesem Gedanken einzig und allein erfüllt, ging er ohne Unterbrechung während der halben Nacht auf und ab, und wenn er ja mit seiner Wanderung inne hielt, so geschah es, um aufzuhorchen, ob Heinrich noch immer nicht mit der Schaluppe zurückkehre.

Nach ein Uhr Morgens sprang der Schiffsjunge an ihn heran; er hatte sich auf eine Laffette gesetzt

und neigte das Haupt wie zum Schlummer auf die Brust herab: „Mit Verlaub, Bootsmann, ich höre ein Ruderboot, das sich dem Schiffe naht; es könnte wohl der Capitain sein.“

„Wie? Was?“ fuhr Jener auf, und eilte dem Fallreep zu, wo er, bereits völlig ermuntert, Alles zum Empfange des herannahenden Fahrzeuges anordnete.

„Aha!“ sprach er dabei vor sich hin. „Passagiere mitgebracht! Frauenvolk sogar, wie neulich in der Bai von Funchal. Ist hier etwa auch die Pest ausgebrochen, und soll unser abenteuerlicher Kreuzzug von Neuem beginnen? Mich soll nur wundern, ob der Pfaffe nicht wieder mit dabei ist! — He, hollah, ihr Leute! Haltet Alles in Bereitschaft, die Passagiere und das Passagiergut überzunehmen! — Machte sich auch an mich heran, der Pfaffe, und wollte einen rechtgläubigen Katholiken aus mir schaffen. Aber, ich meine, ich habe ihn heimgeleuchtet. — Doch, hier haben wir das Boot: Werft ihnen die Trosse zu!“

Es geschah, und gleich darauf legte sich die Schaluppe zur Seite. Die Frauen wurden mit großer Aufmerksamkeit an Bord und dann in die Kajüte geleitet, wo sie sich so gut einrichteten, als die Umstände es irgend gestatteten. Heinrich kehrte, nachdem er ihnen die vorhandenen Räume zu ihrem Gebrauche überwiesen hatte, auf das Verdeck zurück, wo ihm Sörensen entgegen trat, um seinem vielfach bewegten Herzen Luft zu machen.

„Ein anderes Mal, mein Freund!" sprach Heinrich in großer Aufregung, „stehe ich allen deinen Vorwürfen zu Diensten; morgen sollst du mich schelten, so viel du willst, und ich will dich ruhig anhören. Aber jetzt nicht, wo jede Minute kostbar ist. Höre mich an, was geschah, und was noch geschehen muß."

Er erzählte nun dem aufhorchenden Freunde Alles, was sich mit ihm ereignet, seit er das Ufer betreten hatte; und beide wurden darüber einig, mit dem ersten Strahl des Tages die Anker zu lichten und die offene See zu gewinnen.

„Und wir werden nicht allein segeln," schloß

Sörensen. „Von dem Vortopp der englischen Fregatte weht der „blue Peter;" ich dächte, wir gingen ihm voran und ließen ihm einen Denkzettel zurück, wenn wir auf freiem Wasser sind."

„Was? Auf freiem Wasser?" unterbrach ihn Heinrich ungestüm. „Wo er keine Zeugen seiner Beschimpfung hat und die Ohrfeige ruhig in die Tasche stecken kann, wenn wir mit dem Winde, frei wie ein Vogel, vor ihm dahin fliegen? Nein, mein Alter! Im Angesicht des ganzen Hafens und aller Forts muß es geschehen, sonst erlangen wir keine vollständige Genugthuung für den Schimpf, den er unserer Flagge zugefügt hat."

„Meinetwegen auch so!" stimmte Sörensen bei. „Aber dann wäre es gut, sich vorher über das Wie zu verständigen, damit nachher keine Irrung möglich ist. Wir wollen uns unsere Pläne mittheilen."

Sie zogen sich nun zurück, und sprachen so leise, daß keiner von den Leuten, die sich auf dem Verdeck mit den nöthigsten Vorarbeiten beschäftigten, auch nur das Geringste zu hören vermochte.

Der junge Tag flammte an dem ungetrübten Himmel empor und bestrahlte die reizenden Ufer des Tajo mit einem rosigen Scheine. Auf dem Verdecke des „Adolf von Schauenburg" wurde es laut, und alle Vorkehrungen zur schnellsten Abreise wurden getroffen, während am Bord der Fregatte und der übrigen Kriegsschiffe noch die größte Ruhe herrschte.

Während sich dies Alles im Hafen ereignet, wenden wir uns für einen Augenblick nach Albertus zurück. Als der erste bleiche Schimmer des Morgens sich durch das Fenster stahl, fuhr er aus seinem unruhigen Schlummer auf. Er warf einen verstörten Blick um sich her, und rieb sich die Stirn, als wollte er sein noch schlummerndes Gedächtniß wecken.

„Jetzt weiß ich Alles! Wilde Träume haben mich geneckt und mich verwirrt! Nein, nicht Träume! Mein Körper ist in einer fieberhaften Aufregung, kalter Schweiß bedeckt meine Stirn! — Wir haben Vollmond! — Teufel! Wenn ich wieder im Schlafe gewandelt bin, wenn ich laut vor mir hinsprach, und jener Bursche . . . ich muß mich überzeugen!"

Rasch sprang er vollends von seinem Lager auf und eilte nach der gegenüber liegenden Seite des Gemachs: „Er ist fort! Er hat mich gehört und ist fort! Fort, um mich zu verderben, um meine Plane zum Scheitern zu bringen. Was? Dieser Wurm will mir in den Weg treten, und das wohlüberlegte Rachewerk zu Schanden machen? Er soll nicht! Eher will ich ihn mit meinen Händen erwürgen."

Er eilte der Thüre zu; aber er vermochte nicht, sie zu öffnen. „Verschlossen! Nun ist kein Zweifel mehr! Er hat Alles gehört, er weiß Alles und wird Alles verderben! Aber noch soll es ihm nicht gelingen; so wohlfeilen Kaufes gebe ich mein großes Spiel nicht verloren."

Mit der vollen Gewalt seines kräftigen Körpers rannte er gegen die Thüre, und der äußersten Anstrengung gelang es endlich, sie zu zertrümmern. Rasch flog er die Treppe hinab und begab sich in das Gemach der Frauen. Alles leer. Mit steigender Wuth eilte er nach der Hausthüre, fand auch diese verschlossen, und als er, trotz seines leidenschaftlichen

Zornes, wohl begriff, daß er diese nicht zertrümmern könne, flog er dem nächsten Fenster zu, riß es auf und sprang in den kleinen Blumengarten hinab. Dann eilte er nach dem Strande; denn hierher, so schloß er, könnten die Flüchtlinge sich nur gewendet und am Bord von Heinrich's Schiff eine Zuflucht gefunden haben.

Er bestieg ein Boot und ließ sich sofort nach dem Hamburger Schiffe rudern. Aber zur Seite desselben angelangt, sah er sich aufgehalten; denn man hatte die Schiffstreppe bereits aufgezogen. Mit lauter Stimme schrie er nach Heinrich, der nach einigem Zögern auf der Galerie erschien. Aber vergebens waren alle Reclamationen des Paters; der junge Seemann hörte die immer leidenschaftlicheren Ergüsse des Gereizten mit großer Ruhe an und verweigerte ihm mit kaltem Blute die Auslieferung der Frauen, die sich freiwillig unter seinen Schutz gestellt hatten. Da erhob Albertus die Hand, als wollte er den Bannstrahl gegen den Verwegenen schleudern, der ihm auf eine so unerhörte Weise zu trotzen

wagte; aber Heinrich unterbrach ihn und rief zwischen Ernst und Scherz getheilt:

„Spart Euren Athem, Herr, und Ihr werdet besser dabei fahren; hier ist nichts für Euch zu erlangen. Rüstet Euch auch nicht zu einem vernichtenden Fluche; denn Ihr erreicht Euren Zweck doch nicht. Am Bord dieses Schiffes sind nur Protestanten, die Euer Bannstrahl nicht trifft, und die vor Eurem Anathem nicht zittern. Verlaßt jetzt den Backbord meines Schiffes, frommer Mann, und begebt Euch zu Mylord Sidney. Ihr könnt euch gegenseitig trösten und condoliren, das eure schönen Pläne so durchaus mißglückt sind. Gute Verrichtung, mein Herr Mondscheinjäger!“

Albertus erblaßte: „Ja, ich will mich an Bord jenes Schiffes begeben, und gegen dich erregen den Zorn dieses kriegerisch gerüsteten Helden, damit er seine Hand gegen dich ausstrecke und dich zermalme!“

„Erspart Euch, mir zu melden, was Ihr zu thun gedenkt!“ rief Heinrich. „Ich werde es früh genug erfahren. Ihr aber, Mönch, sagt dem Lord,

daß in der nächsten halben Stunde am Bord dieses kleinen Kauffahrers eine Komödie aufgeführt werden soll, bei deren Anblick jedem Zuschauer das Herz im Leibe lachen wird. Ladet ihn in meinem Namen zur Vorstellung ein, und bittet ihn, einen Platz zu wählen, von welchem aus er Alles bequem überschauen kann. Und nun, weg mit dem Boot von meiner Seite, oder ich lasse es mit Gewalt von dort wegbringen. Hollah, Vorderdeck! den Anker vor die Klüse!"

Erschreckt ließ der Bootführer, trotz der Demonstration des Paters, die Leine fahren, die er an das Schiff befestigt hatte, und fuhr, der darauf erhaltenen Weisung gemäß, dem englischen Kriegsschiffe zu, an dessen Bord Lord Sidney den Oberbefehl führte.

Der „Adolf von Schauenburg" hatte unterdessen seinen Anker gelichtet, seine Marssegel breiteten sich vor dem Winde aus, und langsam trieb er stromabwärts.

Albertus hatte während der Zeit das Verdeck der Fregatte betreten, aber der Empfang, der seiner

am Bord harrte, war kein ganz erfreulicher. Die Midshipmen, die ihn alsobald umringten, und den Bootführer, der ihn gebracht, von der Breitseite des Schiffes vertrieben hatten, begannen ein muthwilliges Spiel mit ihm, und trieben ihn durch die barockesten Fragen in die Enge, während sie keine der seinigen beantworteten, und seine Bitte, dem Capitain gemeldet zu werden, mit den Worten zurückwiesen, daß das letzte Stündchen desselben noch nicht gekommen und er keines Priesters bedürftig sei. Endlich erschien einer der Lieutenants, welcher dieser Scene ein Ende machte; er schickte einige der Muthwilligsten auf die Bramsahlings, um ihre Strafe dort abzusitzen, und versicherte dem Mönch, daß, wenn sein Anliegen wirklich dringend sei, er ihn gern melden wolle; doch sei es für den Augenblick unmöglich, und er biete ihm bis dahin seine Kammer zum Zufluchtsorte an. Albertus genehmigte dies Anerbieten, und war bald dem Anblick der Necker und Gaffer entzogen.

Die Conferenz, welche der Befehlshaber des

englischen Geschwaders mit den Commandeuren der übrigen Kriegsschiffe und seinen eignen Offizieren gehabt hatte, war jetzt vorüber, und die Herren nahmen ihren Urlaub, um an Bord ihrer Schiffe zurückzukehren. Die Differenz, weßhalb das Cabinet von St. James eine Escadre nach dem Tajo geschickt hatte, war in Güte beigelegt worden, und den erhaltenen Instructionen gemäß, kehrte die Fregatte nach Portsmouth zurück. Die übrigen Schiffe sollten noch einige Zeit verweilen und sich dann nach den Orten begeben, welche in den Depeschen bezeichnet waren, die ihnen Lord Sidney am Schlusse der Conferenz versiegelt überreicht hatte.

Jetzt wäre es Zeit gewesen, den fremden Mönch zum Capitain zu führen, und zweifelsohne würde es geschehen sein, wenn nicht in diesem Augenblicke sich etwas ereignet hätte, was die Aufmerksamkeit der Offiziere und Matrosen in gleich hohem Grade in Anspruch nahm.

Der Dreimaster „Adolf von Schauenburg" war den Strom hinabgesegelt und lag jetzt vor der Barre,

die einen Theil der Mündung schließt. Hier änderte er sein Manöver und begann dadurch die Aufmerksamkeit aller Schiffe auf sich zu ziehen, die näher oder ferner in seinem Gesichtskreise lagen.

Die Segel des großen und des Besanmastes wurden dem vollen Winde preisgegeben, während man die Vordersegel völlig back braßte, wodurch das Schiff quer in den Strom gerieth und völlig stillstand, als ob es vor Anker läge. Dann aber wurde auf seiner Galerie eine Kanone abgefeuert, nach einem kurzen Zwischenraume eine zweite, und dies sechsmal hintereinander. Als der letzte Schuß gefallen war, stieg die Hamburger Flagge, begrüßt von dem Hurrah des Schiffsvolkes, an der Gaffel des Besanmastes und am Vortopp auf.

„Was, zum Teufel, soll diese Demonstration bedeuten?" sprach der am Bord der Fregatte gerade den Dienst habende Lieutenant vor sich hin, der die Bewegungen des Hamburger Schiffes genau beobachtet hatte. Wenn ich nicht irre, so ist das derselbe ungestüme Bursche, der sich bei unserer Ein=

fahrt in das Revier quer in den Weg legte, und dafür am Bord unseres Schiffes die gebührende Lection empfing. Sollte er vielleicht . . . Hollah, Master Prose," rief er einem Midshipman zu, „begebt Euch sogleich zu Mylord, und meldet ihm in meinem Namen, daß ich dafür hielte, es sei nothwendig, uns die Ehre seiner Gegenwart für einen Augenblick auf dem Verdecke zu schenken."

Kaum war der Lord erschienen und kaum hatte der Lieutenant ihm seine Besorgnisse über die Absicht des Kauffahrers mitgetheilt, als plötzlich das Hamburger Schiff seine Segel wieder an den Wind zog und seewärts fortschoß. In demselben Augenblicke erschien unterhalb der Galerie, genau an dem Orte, wo sich die Bequemlichkeiten der Kajüte befinden, die Flagge Alt-Englands; sie senkte sich von dort bis zum Wasserspiegel herab, und schleppte, wie ein unnützer Fetzen, unbeachtet in dem Kielwasser des forteilenden Schiffs.

„Die Pest an den Hals dieses verworfenen Buben!" rief Sidney außer sich vor Zorn. „Sein

Schiff soll schmählich in den Grund gebohrt werden, und er selbst soll unsern Mast zieren für diese Schmach, die er uns zufügt! Lieutenant Tressel, gebt sogleich Befehl, daß die Anker gelichtet werden, und laßt Segel auf Segel setzen, bis wir diesen Schurken eingeholt haben! An's Werk, Herr, an's Werk!"

Mit diesen Worten zog er sich zurück, um sich zu sammeln, damit die Leidenschaft, die sich in seinem Aeußern offenbarte, der Mannschaft nicht bemerklich werden möchte; der Lieutenant dagegen handelte im Namen seines Chefs, und vollführte dessen Befehle. Diese wurden mit aller Schnelle und Genauigkeit, die auf einem Kriegsschiffe einheimisch sind, ausgeführt, und bald schoß die Fregatte durch die wogenden Fluthen des Tajo, dem Hamburger Schiffe nachsteuernd, das bereits die offne See erreicht hatte.

Albertus hatte unterdessen in der Kammer des Lieutenants große Angst ausgestanden; das Geräusch,

welches das unter Segel bringen des Schiffes verursachte, jagte ihm eine große Furcht ein, und er wagte nicht, seinen Schlupfwinkel zu verlassen. Als er aber merkte, daß das Schiff sich auf die Seite legte, und er an dem dumpfen Brausen der Wogen erkannte, daß dasselbe fortsegle, stieg seine Angst aufs Höchste; er malte sich in seiner Phantasie die schrecklichsten Bilder aus, wenn er durch dieses Schiff aus seiner Heimath entführt und nach einem, seinem Glauben feindlichen Lande gebracht werde, das er gezwungen sei, ohne jede Hülfsquelle, als ein Bettler zu betreten. Mit allen Zeichen des höchsten Schreckens überwand er die Furcht, welche das Benehmen der englischen Seeleute in ihm erregt hatte; er öffnete die Thüre seiner Kammer und flog das Verdeck hinan. „An's Land! An's Land!“ rief er, aber zu spät; die letzte Spitze des hohen Vorgebirges, das felsenfeste Bollwerk Lusitaniens, verschwand so eben hinter dem Spiegel der Fregatte, und Albertus, der die Unmöglichkeit einsah, das Ufer erreichen zu können, sank ohnmächtig zusammen, während die Midship-

men sich um ihn sammelten und der diensthabende Lieutenant vor Erstaunen außer sich war, den Mönch vor sich zu sehen, dessen Anwesenheit am Bord seinem Gedächtnisse so ganz entfallen war.

Zwölftes Kapitel.

Ein günstiger Wind hatte die beiden Schiffe, welche die wilde Meerjagd ausführten, bis unter die englische Küste getrieben, aber ohne der Aufmerksamkeit des Jägers und des Gejagten nur Zeit zu einem freien Athemzuge zu gönnen; denn sie verloren sich nie aus den Augen. Wenn es auch fast immer der Fall war, daß der Kauffahrer einen ansehnlichen Vorsprung hatte, so schien dieser dagegen manchmal so geringe, daß es zu fürchten stand, die scharfen Schüsse, welche die Fregatte in solchen Augenblicken abzufeuern nicht unterließ, möchten den erstern erreichen und ihn in den Grund bohren, oder doch sein Tackelwerk zerstören. Da brach eine trübe Herbstnacht herein, und während derselben war es gelungen, die Aufmerksamkeit der Fregatte zu täuschen. Heinrich steuerte nordwärts herum, und ließ dann das Com=

mando auf Sörensen übergehen, der das Schiff einstweilen an einen Ort unterzubringen versprach, wo, nach seiner Aussage, es der Teufel nicht finden sollte. Am andern Tage, gegen Mittag, lief das Schiff in eine Bai ein, deren Ufer fast verödet und für Heinrich nur in so weit von Interesse waren, als er hier seine Damen ausschiffen und ihnen eine bequemere Zuflucht am Lande zu bieten vermochte. Auf Sörensen brachte dagegen diese Umgebung einen fast erschütternden Eindruck hervor, und dieser Strand, diese Felsen, diese Brandung, die er vor sich sah, bewältigten ihn so sehr, daß Heinrich besorgt herzutrat und nach der Ursache dieser Aufregung fragte.

Sörensen gab ihm die nöthige Aufklärung, und Heinrich, der mit der räthselhaften Geschichte seiner Jugend wohl vertraut war, sah nun seinerseits mit tiefer Bewegung nach der Stelle hin, wo seine Aeltern das feste Land verlassen, und sich dem wechselnden Glücke des Meeres anvertraut hatten. Der alte Bootsmann war bei diesem Erinnerungsfeste ein treuer Genosse; er erinnerte sich jedes einzelnen Um=

standes, und beschrieb ihn umständlich. „Dort," fuhr er fort, „begann die Einschiffung, und während unser Schiff . . . ."

„O, genug, genug!" unterbrach Heinrich den Freund. „Laß mich mit meinen traurigen Erinnerungen allein. Hier an diesem Orte habe ich, kaum das Licht der Welt erblickend, Alles verloren, was ich auf Erden besaß; wer weiß, was ich jetzt verlieren soll, wenn ich diesen Boden nun selbst betrete. Hier ganz nahe war der Geburtsort meiner Mutter, daneben die Wohnung des redlichen Pachters Thomas! Was meinst du, alter Vater; soll ich versuchen, meine Braut in der einstigen Wohnung jenes ehrlichen Mannes unterzubringen?"

Vater Sörensen stimmte dieser Ansicht vollkommen bei, und da die Damen, die sich unterdessen zum Aufbruch bereitet hatten, fertig waren, so ward die Ausschiffung sogleich beschlossen.

Während diese vor sich geht, wenden wir uns dem Pachthofe zu, dessen eben am Bord erwähnt wurde,

und dessen redlicher Besitzer während der ersten Kapitel so lebendig in die Handlung eingriff. Auch jetzt war er noch auf seinem Platze, und hatten die Jahre tiefe Furchen in seine Stirn gegraben, so war er doch rüstig und wohlauf, und hatte ganz das Ansehn, als ob er auch noch jetzt eine gleiche Bande von Straßenräubern irre führen und aus dem Felde schlagen könne. Er saß unter den hohen Linden, die den Eingang zu seiner Wohnung beschatteten, und pflog ein eifriges Gespräch mit einem alten Manne, der die Last der Jahre doppelt zu tragen schien, und worin der Leser ebenfalls einen frühern Bekannten erblicken wird, den die Zeit nicht so gütig behandelt hat; denn seine Knie wanken, seine Hände zittern und vermögen kaum den Stock zu halten, dessen er sich zu seinen Wanderungen von dem Herrenhause nach dem Pachthofe bedienen muß. Es ist Robert, der alte Seemann und Diener des Sidney'schen Hauses, den wir als einen treuen Anhänger der jungen Lady haben kennen lernen. Beide Männer waren mit einander in ein Gespräch vertieft, das stets, wenn

sie sich einmal allein befanden, die Ereignisse jener ihnen so denkwürdigen Tage zum Gegenstande hatte.

„Ihr könnt Euch darauf verlassen," sprach der Pachter. „Die gute Ellinor ist mit dem Neugebornen glücklich davon gekommen und zu seiner Zeit in Hamburg selig entschlafen. Ihr wißt von meinem Aeltesten, dem William, der als Steuermann am Bord eines sunderländischen Kohlenschiffes dient. Er ging neulich nach Hamburg, und ich bat ihn, sich recht genau nach allem zu erkundigen, was diese Frau anging. Nun war es freilich schon eine geraume Zeit her, daß sie dort gelebt hatte, und darum ist dem William auch nicht besonders viel von ihr zu Ohren gekommen; aber daß sie dort lebte und selig starb, weiß er ganz gewiß; er hat auch ihr Grab besucht, und weil er glaubte, daß es uns angenehm sein könnte, hat er für uns Alle zum Gedächtniß einen Blumenkranz darauf gelegt."

„Gott lohne es ihm! Schade, daß ich es nicht schon gestern wußte, ich hätte es der Lady auch

erzählt; sie ist nur selten zu sprechen, und es wäre so in Einem hingegangen."

„Müßt der guten Dame das nicht immer erzählen, was Ihr hört, Robert; Ihr nützet nichts dadurch und macht Ihr nur das Herz schwer. Sie hat so selten einen frohen Augenblick, und jetzt ist es bald wieder auf längere Zeit vorbei; denn wenn es wahr ist, daß Sir Sidney ehestens von seinem großen Seezuge heimkommt, und der vielen Mühseligkeiten und Plackereien in der großen Welt überdrüssig, in dieser Einsamkeit seine Wohnung nehmen will, dann ist es ohnedies aus mit Ruhe und Frieden."

„Es ist aber gut," nahm Robert das Wort, „daß er seinen alten Agenten, den Turn ..."

„Halt!" unterbrach ihn Thomas mit lauter Stimme. „Sprecht den Namen dieses Schurken vor mir nicht aus. Nachdem er hier und in der Umgegend als ein heuchlerischer Augendiener so vieles Unheil anrichtete, und den Aerger nie hat überwinden können, daß es ihm mißlang, uns aus Amt und Brod zu verdrängen, plagt ihn der Hochmuth,

daß er mit seinem sündhaft erworbenen Gelde nach London zog, und dort mit anderem nichtsnutzigen Gesindel gemeinschaftliche Sache machte. Nun, der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht, und der schlaueste Fuchs findet sein Eisen; die letzte Fünfzigpfundnote, die er fabricirte, brach ihm den Hals, und wie Ihr wißt, hat er eine enge Verbindung mit Jungfrau Hanfstrick geschlossen."

„Laßt den Kerl baumeln, und sprechen wir, wo möglich, gar nicht mehr von ihm," fuhr Robert fort. „Mein seliges Weib, die gute Kitty, die Niemandem das Wasser trübte, und nichts mehr liebte, als Frieden und Freundschaft, konnte doch diesen Kerl nicht leiden, und hätte ihm gern .... Aber, gebt Acht, Thomas, Ihr bekommt Besuch, denn dort wenden sich einige Wanderer gerade Eurem Pachthofe zu."

„Wir wollen ihnen entgegen gehen, Robert! Kommt! Winkt ihnen zu, wenn es Euch gefällt, damit sie nicht den verkehrten Fußweg einschlagen! So ist's recht! Hört, Robert, wißt Ihr, was mir eben einfiel?"

„Nun?“

„Als ich so den jungen Mann in der Seemannsjacke sehe, mit der jungen Dame am Arm und die andere ihm zur Seite, da fiel mir ein, Gott verzeih mir die Sünde! daß dies anzuschauen sei, als uns die junge Lady mit ihrem Gemahl und der guten Ellinor verließ, nur daß diese jetzt eine andere Richtung einschlagen.“

„Zum Teufel mit Euren Träumen!“ sprach Robert, der unterdessen die Reisenden scharf angesehen hatte. „Laßt mich in Ruhe! Ihr verwirrt mich durch Eure Reden so, daß ich eben glaubte — und, wenn ich recht hinsehe, glaube ich es noch! — daß dieser junge Mann ganz denselben Gang hat, wie der Lady Gemahl.

„Seid Ihr bei Sinnen!“ schrie der Pachter, nun auch seinerseits schärfer hinaussehend. „Ja, Ihr habt nicht ganz Unrecht; es ist in der That eine flüchtige Aehnlichkeit mit.. ich weiß nicht.... Robert, geht das auch mit rechten Dingen zu?“

Während der Zeit waren die Reisenden näher

gekommen, und der junge Mann trat mit einem bescheidenen Gruße an die beiden Alten heran, um sich nach dem Wege zu erkundigen, der nach den Pachthöfen von Sidney-Hall führte. Aber ehe er noch ein Wort zu sprechen vermochte, streckte Robert, wie abwehrend, beide Arme von sich, und schrie mit vor Furcht bleichem Gesichte:

„Alle guten Geister! . . . Weiche Satanas!“

Der Pachter aber blieb stumm und schüttelte, weniger furchtsam, bedächtig das Haupt, während Heinrich Flaggentrost, denn dies war natürlich der Wanderer, nicht wußte, was er zu dieser seltsamen Begrüßung sagen sollte.

Thomas hatte sich zuerst wieder gefaßt: „Ihr mögt wohl ob unseres Benehmens erstaunen, Sir; und je unpassender es ist, je mehr haben wir Ursache, Euch um Verzeihung zu bitten, was freilich nicht nöthig wäre, wenn Ihr wüßtet, was wir wissen. Aber nicht wahr, Sir, Ihr suchet mit Euren Damen irgend einen Ort, wo Ihr einstweilen abtreten könnt, bis Ihr ein anderweitiges Unterkommen gefunden

habt? Laßt Euch daher bitten, in den nahe gelegenen Pachthof einzutreten, der mir gehört, wo Euch Obdach und Erfrischungen zu Theil werden sollen, und wo sich Eines und das Andere besser besprechen läßt, was man hier auf offener Landstraße nicht zu verhandeln vermag. Wollt Ihr mir mit Euren Damen folgen, Sir?"

Heinrich machte sogleich von der ihm gewordenen Einladung Gebrauch, und als man im Pachthofe untergebracht war, nahm er die Vermittlung Roberts an, eine bequeme Wohnung im Herrenhause zu besorgen. Zugleich versuchte er es auf jede Weise, den Pachter zum Reden zu bringen, weßhalb er bei seinem Anblick so erstaunt sei; aber Thomas war zu vorsichtig, sich einem Fremden zu vertrauen, nur aus dem Grunde, weil dieser eine flüchtige Aehnlichkeit mit einem längst Verschollenen zeigte; da Heinrich, um gleicher Ursache willen, ein ähnliches Mißtrauen zeigte, wichen die Männer einander aus; und als sich voraussetzen ließ, es sei so viel Zeit verstrichen, daß Robert die Ankunft der Damen

hinlänglich vorbereitet haben könne, brach man auf, und ging, unter Thomas' Leitung, durch den Park dem Herrenhause von Sidney=Hall zu.

Das Asyl ward in den freundlichsten Ausdrücken bewilligt, jedoch jeder Männerbesuch verbeten, und als Heinrich aus dem Munde seiner Begleiterinnen vernommen hatte, daß die Herrin des Hauses sie mit der größten Artigkeit empfangen habe, kehrte er nach dem Pachthofe zurück, voll ernster Gedanken und in der festen Meinung, die Dame, welche man ihm als Lady Sidney bezeichne, sei die Gattin seines Gegners. Er fand es besonders pikant, seine Dolorès gerade der Gattin desjenigen Mannes anzuvertrauen, der ihr unablässigster Verfolger war. Unterdessen hatte er den Pachthof erreicht und nahm hier ein Zimmer ein, das Thomas für ihn besonders hatte einrichten lassen. Seiner Phantasie den größten Spielraum gestattend, vertiefte er sich in eine Welt von Träumen, bis endlich der mächtige Gott des Schlafes sich seiner erbarmte und ihn in einen sanften Schlummer versenkte. Als er nach mehreren Stunden

erwachte, empfing er die Nachricht, welche durch Robert vom Herrenhause gesandt worden, daß nämlich die von Sir Sidney befehligte Fregatte in einem ganz nahen Hafen vor Anker gegangen sei, und dieser mit einem raschen Postzuge auf Sidney=Hall zufliege. Dieser Umstand bewegte Heinrich, sogleich den Pachthof zu verlassen, und sich nach Sidney=Park zu begeben, um ein Zeuge der Ereignisse zu sein, die dort jetzt stattfinden mußten, um zum Schutze der Seinigen sogleich zur Hand zu sein.

In der That landete Sir Sidney, sobald er sein Schiff in Sicherheit wußte; in Begleitung des Paters Albertus, der sich während der Reise in seiner Gunst festgesetzt hatte, eilte er dem Landsitze zu. Aber ehe sie denselben erreichten, zogen sie genaue Kunde ein, und als ihnen bekannt wurde, daß Donna Alcida und ihre Tochter dort eine Zuflucht gefunden hatten, beschlossen sie, sich um der Lady Willen nicht öffentlich zu zeigen, sondern Dolorès in der Stille dort wegzulocken, und auf einer benachbarten Pachterwohnung unterzubringen. Dies war

der Plan des Paters; denn erst dann, wenn Dolorès dem Lord zum Opfer gefallen, war seine Rache vollständig, und er triumphirte, als der Lord in seine Pläne einging.

So kam es, daß man den Lord stündlich im Herrenhause erwartete, ohne daß dieser sich dort sehen ließ, oder eine Botschaft sendete, die andere Nachrichten überbrachte.

Dreizehntes Kapitel.

Unfern des Herrenhauses wandelte Dolorès in den schattigen Gängen des Parkes auf und ab; sie hing ihren Träumen nach, die ihr eine sonnenhelle Zukunft zeigten, und wartete ihres Heinrichs, der an Bord seines Schiffes gegangen war, und versprochen hatte, zu einer bestimmten Stunde zurück zu sein. Diese Stunde war jetzt gekommen. Plötzlich war es ihr, als vernehme sie ein heiseres, ihr wohlbekanntes Lachen; erschreckt sah sie auf und erblickte unfern von sich, am Ende des Baumganges, den Pater Albertus, der mit verschränkten Armen dastand und sie mit feuersprühenden Blicken ansah. Mit einem Schrei der Ueberraschung und des Schreckens wandte sie sich um und eilte mit schnellen Schritten auf dem entgegengesetzten Wege davon; aber noch

hatte sie das Ende desselben nicht erreicht, als Sidney ihr entgegen trat, und jede weitere Flucht unmöglich machte; in geringer Entfernung sah man einige verdächtige Gestalten umherschleichen, und sich dem Orte nähern, wo sich der Lord mit der jungen Dame befand. Umsonst suchte sich Dolorès ihrem Verfolger durch die Flucht zu entziehen; er ergriff ihre Hand und überschüttete sie mit einem Strom von Worten. Zitternd hörte sie ihn an, sie mußte ihn ja anhören; aber ungerührt blieb ihr Herz bei allen seinen leidenschaftlichen Betheuerungen, sie wies seine Versprechungen, seine Reichthümer, Alles was er ihr bot, mit Beharrlichkeit und Verachtung zurück, zur heiligen Mutter Gottes flehend, daß sie sie aus diesen furchtbaren Banden erlösen möge. Als Sidney sah, daß er durch Ueberredung nichts ausrichtete, nahm er seine Zuflucht zur Gewalt; er winkte den Leuten, die sich in das Gebüsch zurückgezogen hatten; Dolorès ward ergriffen und auf Nebenwegen dem Ausgange des Parkes zugeführt.

Albertus hatte diesen ganzen Auftritt unbemerkt

als Zeuge beigewohnt. Als er sah, daß der Anschlag des Capitains gelang, und dieser das junge Mädchen entführte, athmete er tief auf, eine Bergeslast fiel von seiner Brust, sein ganzer Körper nahm eine energische Haltung an.

„Endlich!" rief er; „das also ist die längst ersehnte Stunde der Rache? Jetzt zu ihr."

Er ging, hastigen Schrittes, dem Herrenhause zu, und begab sich nach den Zimmern, die von Donne Alcida bewohnt wurden. Die Dame saß, mit einem Buche beschäftigt, am Fenster, und konnte einen leisen Ruf des Erstaunens nicht unterdrücken, als sie den Mönch erblickte, von dessen Anwesenheit in England sie nicht das Geringste ahnte. Als Jener aber fortfuhr, sie mit seinem vernichtenden Blicke zu betrachten, als seine Miene immer unzweideutiger den Ausdruck von Hohn und Spott annahm, ward sie im hohen Grade ängstlich, und mit vor Furcht bebender Stimme sprach sie: „Ehrwürdiger Herr! ..."

„Zum Teufel mit dem Mönche!" entgegnete

Albertus mit Hohnlachen, und an den Galgen mit dem, der jemals geglaubt hat, ich sei in Wahrheit ein Mönch. Aber ich sehe daraus, daß ich meine Rolle gut gespielt habe, und weiß also, in Ermangelung eines bessern Fortkommens, meinen künftigen Beruf. Aber einstweilen habe ich noch etwas Anderes zu thun. Seht, Weib! das Gewand des Mönches verschwindet, seine falsche Tonsur, der künstliche Bart werden abgenommen, und die Farbe der Augenbraunen wird eine andere. Kennt Ihr mich noch nicht?"

Mit vermehrtem Erstaunen und wachsender Angst hatte Alcida diese Verwandlungsscenen gesehen. Als sie nun aber das Gesicht des Mannes, den sie so lange für ihren Beichtvater gehalten, von aller Maske befreit, vor sich sah, als sie die von den heftigsten Leidenschaften bewegte Physiognomie erblickte, und die wahre Gestalt dieses Mannes ihr mit jedem Augenblicke bezeichnender entgegen trat, da wuchs ihre Angst, denn sie erkannte endlich ihren Gatten, den sie seit einer Reihe von Jahren auf den Grund

des Meeres gebettet glaubte. Ohnmächtig sank sie in ihren Sessel zurück.

Albertus besprengte sie mit Wasser und reichte ihr stärkendes Salz; er rief sie in's Leben zurück, um sie tiefer und dauernder zu verwunden.

Sie erholte sich; bittend streckte sie die Hände nach dem Manne aus, der ihr zwar aufgedrungen wurde, und der ihr von dem ersten Augenblicke an zuwider gewesen war, gegen den sie sich aber auch ein großes Verbrechen hatte zu Schulden kommen lassen. Sie sank vor ihm in die Kniee und flehte mit von Thränen erstickter Stimme: „Um aller Heiligen Willen! Ende!"

„Ich will es!" sprach Albertus. „Wir sehen uns in diesem Augenblicke und dann nie wieder. Aber diesen Augenblick will ich ganz genießen; ich habe mich Jahrelang darauf gefreut. Erinnerst du dich, Weib, wie du mich betrogen hast? Denkst du noch jenes Briten, der dich mir raubte? Ein Frevel, für den er bald alle Qualen eines Verdammten empfinden wird! Erinnerst du dich des schönen,

schlanken Jünglings, der den stolzen Namen der Sidneys trug, und den du in zärtlichen Stunden Deinen Eduard nanntest?"

„Eduard Sidney!" sprach Alcida unwillkührlich vor sich hin.

„Und hast du in späteren Jahren diesen Mann nicht wieder gesehen? Du schüttelst mit dem Kopfe? Besinne dich! Ich weiß, du hörtest von ihm! Als auf Madeira und in Lissabon ein vornehmer englischer Offizier in Liebe zu deiner Tochter entbrannte, hörtest du niemals, daß er den Namen Sidney führte, und fiel es dir nie ein, daß es der Freund deiner Jugend sein könne?"

„Allmächtiger Gott! Ich wußte nicht...."

„Aber ich wußte es, Weib! und schwelgte im Vorgefühl der Seligkeit, die in Sünden erzeugte Tochter durch den Vater zu verderben."

„Bösewicht! Ungeheuer!" rief die Mutter mit lautem Schluchzen.

„Ungeheuer du selbst! Du hast die Saat der

Zwietracht ausgesäet; deine Sünde war der befruchtende Thau! Wundert es dich nun, daß sie wuchernd emporschießt?"

„Gepriesen sei die heilige Jungfrau, die das unschuldige Kind schützte und sie Euren frevelhaften Schlingen entzog."

„Ja, gepriesen sei sie, aber nicht deßhalb, weil sie unsere Plane zu Schanden machte, sondern weil sie dieselben wohl gelingen ließ. Du mußt wissen, daß ich euch mit Lord Sidney von Lissabon hierher gefolgt bin, daß wir euch nicht einen Augenblick aus den Augen ließen, und daß wir, den günstigen Moment erharrend, nun doch an das gewünschte Ziel gelangt sind, denn in diesem Augenblicke ist Dolorès von dem Lord entführt worden."

Alcida hatte es vernommen; sie stand da, einer Bildsäule gleich, ohne eine Spur des Lebens von sich zu geben.

„Jetzt ist meine Sendung erfüllt. Das Kind der Sünde vernichte ich, und euch, Sidney und dich, die ihr mich so schwer, so unerhört beleidigt habt,

euch gebe ich einer endlosen Gewissensqual preis. Erwartet von mir keine Schonung, ihr habt sie nicht gegen mich geübt."

Wie von einem Blitzstrahl durchzuckt, ohne nur die Lippen zu bewegen, sank Alcida zusammen, und Albertus verließ mit einem Gefühle befriedigter Rache das Zimmer.

Erst nach einer geraumen Zeit kehrte Leben in den erstarrten Körper zurück und gab der Unglücklichen ihr volles Bewußtsein wieder. Sie erlag fast der Last des Elends, das mit Centnerschwere sie niederbeugte, und lange vermochte sie nicht, sich darüber zu erheben. Aber endlich dämmerte an dem düstern Horizonte ihrer Leiden ein schwacher Strahl von Hoffnung auf, es könnte doch wohl möglich sein, daß das Schrecklichste verhindert würde, und kaum hatte sie sich diesen Gedanken klar gemacht, als sie auch den Muth und die Kraft in sich fühlte, irgend etwas zu thun. Aber an wen sollte sie sich wenden, da Heinrich nicht gegenwärtig war? Da fiel ihr die Herrin des Schlosses ein, die sie mit so vieler Güte

empfangen, und die sie seit ihrer Ankunft nicht wieder gesehen hatte. Zu ihr wollte sie gehen, ihren Rath sich erbitten, und suchte alsobald die Kammerfrau der Lady auf, um sich von dieser zu der Dame des Hauses führen zu lassen.

Wir wenden uns zu Dolorès zurück. Die Vermummten, von Sidney gefolgt, der sich indessen von ihnen entfernt hielt, schleppten das arme Mädchen fort. Bleich, zitternd, vor Schrecken der Sprache beraubt, ergab sie sich willenslos ihrem unglücklichen Geschick. Als sie aber den Park verließen, und sich der Landstraße näherten, wo der Wagen stand, erblickte sie einige rüstige Männer, die des Weges daher kamen. Da fühlte sie sich plötzlich von glühender Hoffnung beseelt; sie riß sich von ihren Führern, die sich eines so unerwarteten Handstreichs nicht versahen, los, und flog, mit der Behendigkeit eines Rehes, unter lautem Hülferuf über die Straße, hin zu den Männern, vor denen sie halb ohnmächtig niedersank.

„Oho!“ rief der Pachter Thomas, denn er

war es, der mit seinen Leuten von der Feldarbeit zurückkehrte. „Hier giebt es Arbeit vollauf! Frisch, ihr Leute! thut eure Schuldigkeit! Schnell hinter uns, Miß! Da seid Ihr sicher.“

Die Helfershelfer des Lords waren nun herangekommen, und es begann ein ernsthafter Kampf. Unterdessen flog Dolorès die Straße entlang, um den Eingang des Parkes wieder zu gewinnen. Der Lord, der alle diese Vorgänge mit wachsender Ungeduld beobachtet, aber es nicht gewagt hatte, aus seinem Versteck hervorzutreten, folgte dem fliehenden Mädchen in möglichster Eile nach.

Lady Sidney — unter diesem Namen lebte die unglückliche Gattin des schuldlos gemordeten Heinrichs auf dem Schlosse ihres Vaters und unter der Gewalt eines tyrannischen Bruders — hatte die fremde Dame mit großer Theilnahme empfangen, und hörte sie mit Aufmerksamkeit an. Als sie das Benehmen ihres Bruders gegen ihre junge Schutzbefohlene erfuhr, zitterte sie, und ein kummervoller Seufzer entrang sich ihrer Brust. Als nun aber Donna Alcida, fort=

gerissen von der Dringlichkeit des Augenblicks, und beseelt von dem Gedanken, das unnatürlichste aller Verbrechen zu verhüten, sich selbst nicht schonte, und der Lady frei ihr früheres Verhältniß zu Sidney und die Herkunft ihrer Tochter offenbarte, da schrie die Lady laut auf vor Entsetzen, und in ihrer Todesangst, verzweifelnd, daß sie kein Mittel fände, das Gräßlichste zu verhindern, stürzte sie in die Kniee, und beide unglückliche Frauen schickten vereint laute Flehensgebete zum Himmel.

Da erschien Dolorès auf der Schwelle des Zimmers und warf sich, aufgelöst in Thränen, und in hoher Aufregung in die Arme der laut aufschreienden Mutter mit dem Ausrufe! „Gerettet! Gerettet! Aber er folgt mir!“

Und blind vor Leidenschaft war Sidney dem geängstigten Mädchen gefolgt, ohne darauf zu achten, wohin sie sich wandte. Als er sich nun seiner Schwester so plötzlich gegenüber sah, wollte er rasch wieder umkehren.

„Bleib, Edward!“ sprach sie mit stiller Würde, „und vereinige dich mit mir im Gebete zu Gott dem Allmächtigen, daß er dich verhindert hat, ein Verbrechen zu begehen, das durch keine Reue und Buße gesühnt werden kann. Sieh dort in jener Dame die Geliebte deiner Jugend, Donna Alcida, die dir Alles geopfert hat und die du in ihrem Elend verließest; wisse, daß jenes junge Mädchen deine und ihre Tochter ist; vernimm es und schaudre!“

Dolorès barg ihr hocherröthendes Gesicht an der Brust der Mutter, Sidney stand vernichtet; seine Schwester betrachtete ihn mit einer Mischung von Furcht und Mitleid. Da trat Albertus ein, mit triumphirender Miene und voll des vermeintlichen Glückes am Ziel zu stehen. Aber die gerettete Tochter an der Hand trat ihm Donna Alcida entgegen und verkündete ihm, daß das Gebäude seiner Rache, das er so mühsam aufgebaut hatte, in sich selbst zusammen gestürzt sei. Mit einem gräßlichen Fluche auf den Lippen und einem Blicke, der Verderben sprühte, stürzte er wieder hinaus.

Kaum hatten sich die Anwesenden, beschwichtigt durch das klare und eindringliche Zureden der Lady, etwas gefaßt, als für diese ein Augenblick erschien, der mit furchtbarer Gewalt auf sie eindrang, und sie so mächtig ergriff, daß sie fast zu erliegen drohte.

Heinrich war von seinem Schiffe zurückgekehrt und hatte überall vergebens nach seinen Freunden gesucht. Endlich lenkte er, von der Dienerschaft bedeutet, seine Schritte nach den Zimmern der Lady und trat, nicht ohne Befangenheit, durch die geöffnete Thüre.

„Heinrichs Geist!“ rief die Lady in größter Aufregung, als sie ihn erblickte. „Weh mir! Was ist das?“

Es war nun des Lords Sache, irgend einen Schritt zu thun; er bereitete seine Schwester vor, und führte dann den Sohn der tieferschütterten Mutter zu. Es war ein feierlicher, herzerhebender Augenblick und Freudenthränen wurden geweint, Freudenthränen, die diese Mauern lange nicht gesehen hatten.

Und mit dieser freudigen Aussicht schließen wir die Erzählung. Was nun noch übrig ist, findet Raum in wenigen Zeilen. Heinrich empfing die Hand seiner Dolorès am Altar, und reich von seiner Mutter ausgestattet, verließ er, nach vielen Bitten seiner Gattin, aber zum großen Kummer des alten Sörensen, das Element, dem er bisher so treu gedient hatte, und zog mit Allen, die ihm lieb und theuer waren, nach den sonnigen Ufern des Rheins, dieses herrlichen Stromes, den nur Sörensen nicht nach seinem Geschmacke fand, weil sich auf demselben kein kunstgerechtes Segelmanöver ausführen ließ.

Sir Edward war von jenem Tage an wie umgewandelt. Seine Phantasie war mächtig aufgeregt, und der Gedanke, an der Schwelle des größten Verbrechens gestanden zu haben, ängstigte ihn so sehr, als ob er es wirklich verübt hätte. Er nahm seinen Abschied und zog sich nach Sidney=Hall zurück. Hier lebte er ein freudenloses Dasein, bis endlich ein frühzeitiger Tod ihm die langentbehrte Ruhe wieder

gab, und sein bejahrter Diener Robert und Pachter Thomas ihn zu Grabe geleiteten.

Albertus kehrte, von Allen gemieden, als er alle seine Hoffnungen zertrümmert sah, nach Portugal zurück, und ist dort, im Strome der Zeit und der Begebenheiten, verschollen.

[illegible] Zeuge wieder zum [illegible] [illegible] geleitet.

Albertus Schwer, von Eltern gewarnt, als er alle seine Hoffnungen getäuscht sah, nach Flensburg zurück, und ist dort, im Strome der Zeit und der Begebenheiten, erloschen.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Washington Irving's
sämmtliche Werke.

Aus dem Englischen übersetzt.

74 Bändchen in 12°. Geheftet.

Rthlr. 9. fl. 15. 24 kr. rhein.

Inhalt: Das Skizzenbuch. — Erzählungen eines Reisenden. — Bracebridge-Hall. — Eingemachtes. — Die Geschichte des Lebens und der Reisen Christoph's Columbus. — Die Eroberung von Granada. — Humoristische Geschichte von New-York. — Reisen der Gefährten des Columbus. — Die Alhambra, oder das neue Skizzenbuch. — Die Reise auf den Prairien. — Abbotsford und Newstead-Abtey. — Erzählungen von der Eroberung Spaniens. — Astoria. — Abenteuer des Capitain Bonneville.

Miniatur-Salon.

Eine Sammlung von Stahlstichen

nach

berühmten Gemälden lebender Künstler.

gr. 8. Geh. Die Lieferung à 15 Sgr. 48 kr. rhein.

Erstes Heft enthält: Titelblatt gemalt von *Zwecker*. — *Veit's* Portrait, von *Steinle*. — Die beiden Marien am Grabe, von *Veit*. — Die Elfen, von *Steinbrück*.

Zweites Heft: Mädchen auf dem Berge, von *Begas*. — Die Braut, von *Rustige*. — Romeo und Julie, von *Sohn*. — Ezzelino da Romano, von *Lessing*.

Bibliothek klassischer Schriftsteller Nordamerika's.

James Paulding's
amerikanische Romane.

6 Thle. in 12. Rthlr. 2. 7 1/2 Sgr. fl. 3. 36 kr.

Inhalt: Wohlauf, nach Westen. 2 Thle. — Des Holländers Heerd. 2 Thle. — Königsmarke oder alte Zeiten in der neuen Welt. 2 Thle.

Dr. Bird's
amerikanische Romane.

6 Thle. in 12. Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr.

Inhalt: Die Falken aus der Falkenhöhle. Eine Geschichte aus Pennsylvanien. 3 Thle. — Der Waldteufel. Ein Roman aus Kentucky. 3 Thle.

Victor Hugo's
sämmtliche Werke.

17 Bände.

Taschenformat mit V. Hugo's Portrait, complet.

Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 30 kr. rhein.

Inhalt der 17 Bändchen. 1. Band. Biographie und Charakteristik V. Hugo's. — Der König amüsirt sich, Drama. — Hernani, Drama. 2. 3. Bd. Han von Island. 4. Der letzte Tag eines Verurtheilten. — Mirabeau. — Voltaire; W. Scott; de la Mennais; L. Byron. 5. Angelo, Drama. — Marion de Lorme. 6. Lucretia Borgia und Maria Tudor, Dramen. 7. Bug Jargal. — Ymbert Gallois; Dovalle. 8. Cromwell, Drama. 9. Oden und vermischte Gedichte. 10. Zur Literatur und Philosophie. 11. Herbstblätter; Dämmerungsgesänge. 12. Innere Stimmen. 13. 14. 15. Notre-Dame von Paris. 16. Orientalen und Balladen. 17. Ruy Blas, Drama.

Der Rhein.

Von **Victor Hugo.**

Deutsch von C. Dräxler-Manfred.

2 Theile. Geh. 26¼ Sgr. fl. 1. 30 kr.

(18. 19. Bändchen der Gesammtausgabe)

Fenimore Cooper's sämmtliche Werke.

183 Bändchen. 12°. Geheftet.

Preis Rthlr. 21. 20 Sgr. fl. 35. 56 kr.

Inhalt: Der Spion. — Der Letzte der Mohikaner. — Die Ansiedler. — Der Lootse. — Lionel Lincoln. — Die Steppe. — Der rothe Freibeuter. — Die Nordamerikaner. — Die Grenzwohner. — Die Wassernixe oder der Tummler der Meere. — Der Bravo. — Die Heidenmauer. — Der Scharfrichter von Bern oder das Winzerfest. — Die Monikins. — Ausflüge in die Schweiz. — Aufenthalt in Frankreich, Ausflüge an den Rhein und zweiter Besuch in der Schweiz. — England und das soziale Leben der Hauptstadt. — Erinnerungen an Europa. — Italien. — Die Heimfahrt oder die Jagd. — Evchen Effingham oder die Heimath. — Geschichte der nordamerikanischen Seemacht und ihrer Kriegsthaten. — Der Pfadfinder oder der Binnensee. — Mercedes von Castilien. Ein Roman aus den Tagen des Columbus. — Der Hirschtödter. — Die zwei Admirale.

Gedichte

von

Heinrich Hoffmann.

Geh. 26¼ Sgr. fl. 1. 30 kr.

Gedichte

von

Friedrich Rückert.

Auswahl des Verfassers, mit Portrait und Facsimile.

Neue Auflage.

8. Geh. Rthlr. 1. 22½ Sgr. fl. 3. eleg. in Sarsinet gebunden Rthlr. 2. fl. 3. 36 kr.

Nal und Damajanti

von

Friedrich Rückert.

Eine indische Geschichte.

Zweite verbesserte Auflage. Mit lithograph. Titelblatt und Umschlag.

8. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Rheinisches Taschenbuch

für das Jahr 1843.

Herausgegeben von Dr. Adrian.

Mit 8 Stahlstichen.

Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 30 kr.

Alfred.

Romantisch=episches Gedicht in 8 Gesängen

von

Adelheid von Stolterfoth.

Zweite durchgesehene Auflage.

8. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

Rheinische Lieder und Sagen.

Von Adelheid von Stolterfoth.

Cartonirt, mit 2 Stahlstichen Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr.

Zum Besten des Kölner Dombaues!

Burg Stolzenfels.

Romantische Dichtung von Adelheid von Stolterfoth.

Geh. 15 Sgr. 54 kr.

Gedichte

von

C. Dräxler=Manfred.

Neu durchgesehen und vollständig.

8. Geheftet. Rthlr. 1. 22½ Sgr. fl. 3.

Herz und Ehre.

Novellen und Schilderungen

von

C. Dräxler-Manfred.

2 Theile. Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 30 kr.

Ludwig Börne's

Urtheil über H. Heine.

Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen.

Als Anhang:

Stimmen über H. Heine's letztes Buch,

aus Zeitblättern.

8. Geh. 10 Sgr. 36 kr.

Lord Byron's

sämmtliche Werke.

Herausgegeben von Dr. Adrian.

Mit dem Bildnisse des Verfassers, einem Facsimile seiner Schrift und einer Ansicht von Newstead-Abtey.

12 Bände. 8. Geh. Herabgesetzter Preis. Rthlr. 4. fl. 7.

Lord Byron's sämmtliche Werke,

mit 26 Stahlstichen.

Geh. Rthlr. 6. 20 Sgr. fl. 11. 40 kr.; in englischem Cartonband Rthlr. 8. fl. 14.

Der Courier von Simbirsk.

Novelle

von Gustav von Heeringen.

8. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Der Tartar.

Novelle

von **Gustav von Heeringen.**

2 Theile. 8. Rthlr. 2. 22½ Sgr. fl. 4. 48 kr.

Die Feuerschlange.

Der Prophet Thüringens.

Zwei Novellen

von **Ludwig Storch.**

8. Rthlr. 1. 7½ Sgr. fl. 2. 12 kr.

Adolph.

Novelle.

Nach dem Französischen des Benjamin Constant

von **Dr. Heinrich Künzel.**

8. Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr.

Fliegende Blätter.

Skizzen und Gedichte

von

Dr. Heinrich Künzel.

8. Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Luther.

Ein Gedicht

von **Ludwig Bechstein.**

8. Geb. 26¼ Sgr. fl. 1. 30 kr.

Der Fürstentag.

Historisch-romantisches Zeitbild aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von **Ludwig Bechstein.**

2 Bde. 8. Rthlr. 3. fl. 5. 24 kr.

Gedichte

von **Ludwig Bechstein.**

gr. 8. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Smidt, Heinrich,

Heinrich Flaggentrost

Frankfurt a.M. 1842

P.o.germ. 1386 rk
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10120295-4